Arjuna

Die vlämische Bewegung.

Vom alldeutschen Standpunkt aus

dargestellt von

Harold Arjuna.

Berlin 1897

Verlag von Hans Lüstenöder.

Die vlämische Bewegung.

Vom alldeutschen Standpunkt aus

dargestellt von

Harold Arjuna.

Berlin 1897.

Verlag von Hans Lüstenöder.

„Gott grüß Euch, liebe Männer von Brabant."

Wer hat die Begrüßungsworte des Königs Heinrich im Lohengrin nicht mit Freude angehört, wenn er, nach Brabant gekommen, „zu dingen nach des Reiches Recht" Gottes Gruß entbietet seinen Lieben und Getreuen im Niederland? Klingt es nicht wie ein Mahnruf aus dem edlen Munde des Wiederherstellers des deutschen Reiches an die Deutschen der Gegenwart, ihren Stammgenossen in Belgien, die einen schweren Kampf kämpfen für die Rechte ihrer Muttersprache, zu Hülfe zu kommen? „Ob Ost, ob West das gelte Allen gleich!" sagt der edle Volkskönig. Alle, die deutscher Abkunft sind, sind die Söhne *einer* Mutter und sollen sich daher betrachten wie Brüder. Mag die Politik Grenzpfähle und Schlagbäume errichtet haben für das Herz giebt es keinen Schlagbaum und die Gedanken und Wünsche fliegen hinüber und herüber über die Grenzen, ohne Zoll bezahlen zu müssen. Gedanken sind zollfrei! sagt das Sprichwort So fliegen jetzt meine Gedanken und Wünsche von Brabant hinüber nach dem Reich. Ich möchte etwas dazu beitragen, daß eine größere geistige Annäherung zwischen beiden Söhnen derselben Mutter geschaffen werde.

Es ist jetzt ein Jahrhundert her, daß das schöne Flandern dem deutschen Reiche verloren ging. Seitdem hat unheilvoller französischer Einfluß eine immer größere Entfremdung herbeigeführt. Es ist schmerzlich zu sehen, daß ein Deutscher, wenn er nach Vlamenland kommt, sich mit seinen Landsleuten in französischer Sprache verständigen muß, währenddem der Wallone sich mit jedem Pariser in dessen Sprache unterhalten kann. Jedes

Boulevardblatt liegt in einem belgischen Café auf, aber deutsche Zeitungen können von einem Durchschnittsbelgier nicht gelesen werden. Französische Fahnen sieht man in Brüssel bei jeder Gelegenheit, aber die deutschen Farben sind nicht populär. Die Marseillaise kann man selbst in der Straße von Bauernjungen singen hören, die der Zufall nach Brüssel führt, aber „Deutschland über alles" ist unbekannt. Französische Theater, französische Buchhandlungen, französische Uniformen, französische Predigten, französische Sitten, kurz französischer Einfluß ist überall. Paris dominirt und doch ist der Einfluß, der von da kommt, für das belgische Leben so schädlich, als wenn man das Ventil einer Kloake öffnen wollte. Die giftigen mephitischen Düfte, die von dort aufsteigen, verpesten jedes gesunde Leben. Dieser französische Einfluß vernichtet auch alle geistige Selbstständigkeit. Brüssel, das von Deutschen bewohnte Brüssel, ist trotz seiner halben Million Einwohner nur eine Pariser Vorstadt. Wenn heute ein Ehebruchdrama in Paris aufgeführt wird, wird es sicher morgen schon in der Hauptstadt Belgiens gegeben. Auf diese Weise, durch den immerwährenden fremden Einfluß, wird dann die Entnationalisirung, die Entdeutschung der Bewohner erreicht, für die man hier das Wort „verbastering" eingeführt hat.

Sollte es da nicht die Aufgabe der Deutschen im Reiche sein, dieser Verbastering entgegenzuwirken, mit allen erlaubten Mitteln der Verwelschung entgegenzutreten und auf alle Art das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu fördern?

Die Liebe wird die nötigen Mittel und Wege schon finden. Zuerst aber muß das Interesse beim deutschen Publikum geweckt werden. Es müßten in den Zeitungen Besprechungen über die vlämische Frage gebracht werden, die das Interesse immer aufs neue anfachen, damit auf die Weise eine geistige Bewegung entsteht, stark genug, um in eine politische umzuschlagen.

Auch hier muß die Jugend, auf der ja die Zukunft beruht, ihrem deutschen Idealismus getreu, mit gutem

Beispiel vorangehen. Die deutschen Burschenschaften haben im Anfange dieses Jahrhunderts so viel zur Hebung der Vaterlandsliebe beigetragen, möchten die heutigen Studenten, nachdem das Vaterland fast alles erlangt hat, was damals der Traum der Patrioten war, sich jetzt für den alldeutschen Gedanken begeistern! Das wird denn auch im Vlamenland Früchte zeitigen und die Bewegung, die auf geistigem Gebiete begann, wird auf politischem enden. Dann werden die Brabanter wieder wie früher geben „Fried' und Folge dem Gebot" und kämpfen, wenn es gilt des „Reiches Ehr zu wahren" Schulter an Schulter mit ihren Stammgenossen in deutscher Treue geschart zu heiliger Heerfahrt für deutsches Volkstum, Freiheit, Wohlfahrt und Gesittung.

Die niederländische Sprache.

„Die Wahrheit künd ich, Untreu ist mir fremd.“

Der kleine Volksstamm der Boeren in Transvaal hat neuerdings die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich gelenkt und man hat angefangen sich für die niederländische Sprache zu interessiren. Die Aufgabe der folgenden Zeilen möge es nun sein, eine kurze Uebersicht des Wissenswertesten über diese interessante Sprache zu geben. Die niederländische oder wie man gewöhnlich sagt, holländische Sprache ist ein Zweig der großen germanischen Sprachfamilie und zwar des westgermanischen Teiles derselben. Sie wird gesprochen im Königreich Holland, in Vlamenland, einem kleinen Zipfel des französischen Flandern an der Meeresküste, in Südafrika und den holländischen Kolonieen. Im Mittelalter hieß die Sprache Dietsch oder Duutsch, später Duitsch (gesprochen doits-ch), daher englisch dutch. Das alte – iu in thiudisc wurde nämlich im Flandrischen zu – ie, im Brabantischen und Holländischen zu – u (= ü). Die Ausdrücke nederlandsch oder hollandsch sind erst seit 1813 in Gebrauch. Die Holländer waren sich bis dahin ihrer deutschen Abkunft also sehr wohl bewußt. So ist auch neuerdings wieder eine Uebersetzung von Schopenhauers „Over de Vrouwen“ erschienen, von Kiehl „overgebracht in het Nederduitsch“ (s' Gravenhage 1893).

Natürlich gab es von Anfang an verschiedene Dialekte, deren Ursprung auf die verschiedenen Stämme zurückzuführen ist, die sich allmählich im Lande niedergelassen hatten, nämlich: Friesen, Franken und Sachsen. Die Friesen wohnten an der Meeresküste, die Franken in der Mitte, die Sachsen im Osten. Wo die Stämme sich berührten, entstanden Mischsprachen: friesisch-sächsisch, frie-

sisch-fränkisch, sächsisch-fränkisch (nur in einem kleinen Teil von Westflandern, wohin die Sachsen wahrscheinlich durch Karl dem Großen verpflanzt worden sind.)

Nun ein paar Worte über das Wort „Vlämisch"! Dieses geht wahrscheinlich — wie Professor Pfister-Schwaighusen behauptet — auf den alten Gaunamen Flamena zurück, der wieder auf dem Volksnamen Palmane beruht. Auch das einst vlämisch sprechende Bapaume hieß Bapalmen. Die Stämme, die sich im heutigen Belgien niedergelassen hatten, waren ingäwisch, d. h. niederdeutsch; erst später wanderten istäwische, d. h. fränkische Stämme ein, welche der Mundart eine fränkische Färbung gaben.

Die hiesige Bezeichnung nun für das Volk ist Vlaming, in der Mehrzahl Vlamingen. Das ergibt hochdeutsch Vläminge. Das Eigenschaftswort heißt vlaamsch, aber oberdeutsch mit Umlaut vlämisch. Will man das Land bezeichnen, so sagt man Vlaanderen für Vlamderen. In Deutschland hat man die französische Form Flandern angenommen, ebenso wie den Namen Brabant statt Braband. Jedenfalls muß man den Ton stets auf die erste Silbe legen, was dem Deutschen schwer wird, weil er aus der bekannten Oper von Richard Wagner leider fälschlich gelernt hat, die letzte Silbe zu betonen. Für Flandern kann man auch sagen Vlamenland, oder gekürzt Vlamland, wie man ja auch Rußland statt Russenland, Frankreich für Frankenreich sagt.

Eine Schriftsprache entstand zuerst im Limburgischen durch Heinrich von Veldeke, der in der Nähe von Maastricht geboren war. Seine Eneit ist im Dialekt von Maastricht geschrieben, der zum mittelfränkischen hinneigt. Noch heute würde ein Limburger das Nibelungenlied ohne große Schwierigkeit lesen können. Durch Jakob von Maerlant fand dann die Vereinigung der Dialekte zu einer Kunstsprache statt. Dieser größte Dichter des niederdeutschen Mittelalters lebte von 1235 bis 1300 im heutigen Belgien. Die Schriftsprache hat daher einen fränkischen Charakter. Er selbst erwähnt in

seinem Leven van S. Franziskus die verschiedenen Sprachen: Duutsch (wahrscheinlich holländisch), Brabantsch (also fränkisch), vlaemsch (friesisch-fränkisch), Zeeusch (seeländisch, friesisch), Walsch (französisch), Latijn, Griex, Hebreeusch. Später fand dann Einfluß von holländischen Dichtern und Prosaisten auf die Gestaltung der Sprache statt. Dort war das Oberdeutsche nicht unbekannt: denn die bayrischen Grafen von Holland (1345 bis 1425) begünstigten es; an ihrem Hofe wurden deutsche Dichtungen wie die Lieder Walthers von der Vogelweide gesungen. Im Süden dagegen wurde der französische Einfluß stärker, besonders durch das Haus Burgund (1425—1568). So ist z. B. die Häufigkeit des s im Plural der Substantiva wahrscheinlich auf das Französische zurückzuführen.

Eine Nachahmung der französischen Sprache war auch die Aufnahme der zweiten Person Pluralis statt Singularis in der Anrede, die schon im 13. Jahrhundert begann. Das schöne alte Pronomen du, dijner, dij wurde sogar schließlich — wie im Englischen — ganz aus der gebildeten Umgangssprache hinausgedrängt. Marnix, der größte niederländische Schriftsteller der Renaissance klagt im Jahre 1580 in der Vorrede zu den Psalmen, daß das von ihm gebrauchte Wort „du" schon abgekommen sei, obgleich es in seiner Jugend noch gesprochen wurde. Die Bemühungen, es im 17. Jahrhundert wieder einzuführen, scheiterten. Wem das gij (Ihr) noch nicht höflich genug war, ersetzte es durch Uwe Edelheit, abgekürzt U. E. in der Schrift, das an das spanische Usted (Vuestra merced Euer Gnaden) erinnert. Schon im Reinaert de Vos, dem alten Tierepos redet Isengrimm (Isengrijn) den König Nobel an (Vers 66) „vor u edelheit ende vor u ere." Und in dem Beglückwünschungstelegramm, das die Brüsseler Kunstgenossenschaft De Distel an den deutschen Kaiser am 18. Januar 1896 absandte, war das deutsche Ew. Majestät ebenfalls durch U. E. wiedergegeben. Das Pronomen „du"

hat sich noch in einem einzigen Dialekt erhalten, nämlich in dem Maasländischen im östlichen Limburg.

Im Zeitalter der Renaissance nun redeten die belgischen Dichter eine ganz romanisirte Sprache. Die Schriftsprache kam ebenso wie in Deutschland in Verfall und drei Dialekte, das Vlämische, Brabantische und Holländische rangen um die Herrschaft. Der Ausgang war schließlich ein Sieg der Nordländer. Aber der Grund war nicht die Einführung der Reformation resp. die Wirkung einer einzigen bedeutenden Persönlichkeit, als vielmehr die Losreißung der nördlichen Provinzen von der spanischen Tyrannei. Dieser Despotismus der fanatischen Spanier bewirkte, daß viele Südniederländer nach Holland auswanderten, wo sie großen Einfluß gewannen. Sie waren gebildeter als die Holländer und gaben daher auf litterarischem Gebiete den Ton an. Man vergesse nicht, daß Belgien im Mittelalter eine hoch bedeutende geistige Kultur hatte, was man von Holland gerade nicht sagen kann. Die Blütezeit der Nordniederländer begann eben erst mit dem 80jährigen Freiheitskampf. Gerade diese gewaltige Anstrengung des kleinen Landes bewirkte dann natürlich auch eine geistige Frucht, wie in Athen nach den Perserkriegen die klassische Zeit der Kunst begann.

Diese Südniederländer brachten natürlich ihre dialektische Aussprache nach dem Norden, so führten sie z. B. die Aussprache des î (ij) als ei ein, das 1584 in Amsterdam noch als i gesprochen wurde, des û als eu (geschrieben ui). Sie errichteten überall Rhetorikenkammern, die sich der Vervollkommnung der Sprache widmeten, ähnlich wie in Deutschland die Meistersinger. Großen Einfluß gewannen namentlich Pontus de Heuiter durch seine Nederduits Orthographie (Antwerpen 1581) und Petrus Datheen durch seine Psalmenübersetzung, die von 1566 bis 1773 in allen reformirten Kirchen in Gebrauch war; ferner waren die beiden großen Sprachlexica von Plantijn (Antw. 1573) und Kiliaen (Antw. 1583) von Wichtigkeit für die Festsetzung der Schriftsprache.

Gegen die romanisierte Sprache erhob sich im 16. Jahrhundert im deutscher gebliebenen Norden eine starke Opposition. Der erste, der dagegen auftrat, war Jan van de Werve in „Den Schat der Duytschen talen" (der Schatz der deutschen Sprache), Antwerpen 1553. Andere unterstützten diesen rühmlichen Kampf, namentlich die Mitglieder der Amsterdamer Rhetorikenkammer „In Liefd' Bloeyende" (in Liebe blühend) durch die berühmte Schrift „Tweespraf van de Nederduitsche Letterkunst", Leyden 1584, eine Grammatik, die großen Einfluß gewann. Ueberhaupt beginnt jetzt eine gelehrte Periode, in der man sich redlich bemüht die Sprache zu bilden, oft etwas zu künstlich und pedantisch. So bildete die Kunstgesellschaft Nil volentibus arduum seit 1669 eine Art Akademie, die nach dem Muster der Pariser eine gewisse nüchterne Steifheit herbeiführte, die in Deutschland lange als ein Charakteristikum des Holländischen gegolten hat. Dagegen darf man nicht verschweigen, daß die Puristen sich dem Einfluß des Lateinischen nur allzu willig hingaben und römische Konstruktionen einführten, wie den Accusativ cum Infinitiv und den Ablativ absolutus, die erst im 19. Jahrhundert teilweise beseitigt wurden. Es war eben die Zeit der blinden Bewunderung der Antike, namentlich des Lateinischen, das ja in Holland besonders eifrig studiert wurde. Als ein Muster solcher latinisierter Schreibung kann man die Nederlandsche historien von Hooft (1642) ansehen, in denen sich der Verfasser eng an den bewunderten Satzbau des Tacitus anlehnt.

Uebrigens nahmen die Sprachreiniger auch gerne Wörter aus dem Hochdeutschen herüber, das im 16. Jahrhundert besonders durch die Landsknechte einigen Einfluß aufs neue gewonnen hatte. So ist das Pronomen zich aus dem Oberdeutschen in die Sprache aufgenommen worden, welches seit dem 17. Jahrhundert für die dritte Person allein herrschend blieb.

Als klassischer Schriftsteller gilt im 17. Jahrhundert V o n d e l, der anfangs noch den brabantischen Dialekt schrieb, aber in seiner späteren Periode die friesisch

gefärbte Amsterdamer Sprache begünstigte, ebenso wie Hooft. Davon verschieden ist die Sprache der südniederländischen Schriftsteller, wie Huygens und der seeländischen, wie Cats! Die Sprache der Bibelübersetzung, der sogenannten Statenbijbel (sie war nämlich auf Veranlassung der Generalstaaten 1619—1637 abgefaßt worden) spielte in Holland natürlich dieselbe Rolle wie im protestantischen Deutschland die Luthersche. Die Schriftsteller der Folgezeit suchten die Sprache auf alle Art zu vervollkommnen, besonders auch durch neue Wortbildungen. Auf diesem Gebiete zeichneten sich namentlich die großen Dichter aus: im Mittelalter Maerlant und der Mystiker Ruusbroec, dann, als der Streit gegen die Fremdwörter begann, im 16. Jahrhundert Spieghel, Dirk Volkertz, Coomhert, Hugo de Groot (in Deutschland meist Grotius genannt, der namentlich die juristische Sprache zu säubern suchte in seiner „Inleiding tot te Hollandsche Rechtsgeleertheit," 1631), Mostaert, im 17. Jahrhundert Hooft, Huygens, Vondel; im 18. Bilderdijk; im 19. da Costa, Vosmaer (Uebersetzer des Homer).

Im Zeitalter Ludwig des XIV. begann dann der unglückselige Einfluß des französischen Klassicismus, besonders als nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes viele Réfugiés sich in den Niederlanden niederließen. Die vornehmen Holländer begannen französisch zu schreiben, wie z. B. Justus van Effen, der seit 1711 sogar eine französische Wochenschrift Le Misanthrope herausgab, obgleich er sehr gut seine Muttersprache schreiben konnte, wie die gleichfalls von ihm nach dem Muster des Englischen herausgegebene holländische Revue „De Spectator" beweist. Die französischen Geschmacklosigkeiten, die man damals allgemein für schön hielt, weil man vom Volkstümlichen abgefallen war, beeinflußten selbst einen aus dem Bauernstande direkt hervorgegangenen Volksdichter Huibert Cornelisz; Poot in seiner letzten Periode.

Ein gewisser Trost ist für den Deutschgesinnten, daß zu gleicher Zeit der große Philologe ten Kate († 1731) zum ersten Male die Verwandtschaft aller germanischen Mund-

arten klar erkannte und aussprach. Er hat in seinen genialen Werken, besonders in der „Gemeenschap tussen de Gottische spraeke en de Nederduytsche" die Einheit der germanischen Dialekte aufgehellt, und später durch eifriges Studium des Angelsächsischen, Isländischen, Friesischen, Hochdeutschen etc. die vergleichende Sprachenkunde gefördert. Leider lagen damals die germanischen Völker in geistigem Schlafe, so daß die großen Entdeckungen für die damalige Zeit verloren gingen und erst in unserem Jahrhundert wieder aufgenommen werden mußten. Wie ganz anders hätte die Entwicklung der germanischen Länder, besonders Deutschlands werden können, wenn damals die freien Niederländer nicht unter das geistige Joch der Franzosen gekommen wären, unter dem die Belgier schon schmachteten! Ihre Aufgabe wäre es infolge ihrer geographischen Lage gewesen, die geistige Vermittlung zu übernehmen zwischen den Engländern, die ihr Germanentum verhältnismäßig rein bewahrt haben und den ihnen so nahe stehenden Deutschen. Aber sie verstanden ihre Rolle nicht und so mußten die Deutschen dann selbst im vorigen Jahrhundert an die englische Litteratur, namentlich an Shakespeare und die Volkspoesie anknüpfen und ihrerseits in diesem Jahrhundert die Niederländer mit ihrer Poesie und Wissenschaft befruchten.

In diesem Jahrhundert ging man dann ebenso wie in Deutschland, zur Zeit der Romantik, wieder auf die alte Sprache zurück und nahm viele alte Wörter aus dem Mittelniederländischen wieder auf. Auch die Dialekte haben größeren Einfluß gewonnen: es wurden Laute und Wörter aus der Umgangssprache namentlich von Amsterdam, besonders durch den Romanschreiber Jakob van Lennep in die Schriftsprache zugelassen. So z. B. ist der Streit zwischen dem nördlichen Pronomen jij, je statt gij, ge noch nicht ausgefochten.

Die Vlamenländer, die im Anfang dieses Jahrhunderts noch ganz unter dem Drucke des Franzosentums standen, nahmen bei ihrer nationalen Wiedergeburt unter Hendrik Conscience und seinen Mitstreitern die holländische Schrift-

sprache ohne weiteres an, obgleich dieselbe von vielen Unwissenden damals als eine fremde Sprache hingestellt wurde. In Wahrheit ist die sogenannte holländische Sprache eigentlich eher eine vlämische zu nennen, weil sie im Süden ursprünglich entstanden ist, wie man ja auch im Deutschen die Schriftsprache Hochdeutsch d. h. Oberdeutsch nennt. Auch wurde sie im Mittelalter in der That so genannt.

Ein Zankapfel zwischen Nord und Süd war seit diesem Jahrhundert die Orthographiefrage, die endlich gelöst worden ist durch Annahme einer neuen Rechtschreibung von te Winkel und de Vries im Jahre 1864 in Belgien, 1883 in Holland. Unterschiede in der Schreibweise bestehen immer noch, so daß ein Holländer unschwer den Belgier an der Schreibung erkennen kann. So hat namentlich der Belgier viel wörtliche Uebersetzungen aus dem Französischen, während er umgekehrt ungern französische Fremdwörter anwendet. Auch giebt es Unterschiede in der Bedeutung und Anwendung von Wörtern, ohne daß man sagen kann, daß die eine oder andere Ausdrucksweise richtiger sei. Es ist das wie bei den hochdeutschen und östlichen niederdeutschen Dialekten, wo auch jede Gegend ihre eigentümlichen Wörter und Wendungen hat. Aus diesem gesunden Borne schöpft dann schließlich die Schriftsprache, wenn sich ein Autor findet, der diese Provinzialismen anwendet. Um diese Idiotismen kennen zu lernen, muß man die Spezialwörterbücher der einzelnen Gegenden zu Rate ziehen, deren es eine ganze Anzahl in den Niederlanden giebt. Ein großes Gesamtwörterbuch nach dem Muster des Grimmschen giebt eine genaue Uebersicht über die Sprache, ist aber noch ganz im Anfange. Ein kleineres von J. H. van Dale, das jetzt in neuer Auflage erscheint, giebt sämtliche Wörter der Schriftsprache, im ganzen etwa 100,000; ein Wörterbuch für die mittelalterliche Sprache von Verdam, das im Erscheinen begriffen ist, wird etwa 30—40,000 Wörter enthalten; etymologische Wörterbücher existieren von Frank und Vercouillie. Letzterer hat auch

eine kleine historische Grammatik in niederländischer Sprache geschrieben. Eine Koninglijke Vlaamsche Academie in Gent seit 1886 bemüht sich die Rolle der französischen Akademie zu spielen und gemeinsame Sprachkongresse behandeln wichtige Fragen des Fortschrittes auf sprachlichem Gebiete.

So sehen wir ein reges Leben auf diesem Gebiete, das ein günstiges Zeugnis ablegt für den echt germanischen Geist, der noch in der Bevölkerung lebt. Schade daß die Reichs-Deutschen, namentlich die stamm- und sprachverwandten Niederdeutschen sich so wenig darum kümmern. Sie sollten doch eher stolz darauf sein, daß ihre niederdeutsche Sprache, die es im engeren Vaterlande nicht zur offiziellen Anerkennung gebracht hat, wenigstens dort nicht die Dienerin, sondern die Herrin ist und sollten alles thun, um eine Annäherung zwischen den getrennten Stämmen und ihren Sprachen herbeizuführen. Das Niederländische ist keine eigentliche Dialektsprache mehr, sondern wie das Englische eine selbständige Sprache geworden, voll von ursprünglicher Kraft und Schönheit, mit einer reichen Litteratur und Wissenschaft. Wenn die Niederdeutschen sich auf das Studium dieser Sprache — ihrer eigenen Schriftsprache — werfen würden, wäre der Vorteil unberechenbar. Das Holländische würde unermeßlich bereichert durch Aufnahme plattdeutscher Wörter und Phrasen und diese mächtige Mundart, die dann geschrieben würde von der Schelde bis zur Weichsel, wäre dann eine würdige Schwester des Hochdeutschen. Beider Wettstreit aber müßte auch für das Oberdeutsche günstige Folgen haben.

Geschichte der vlämischen Bewegung.

„Einsam in trüben Tagen hab ich zu Gott gefleht."

Am 18. Januar 1896 tagte die vlämische Kunstgenossenschaft „de Distel", die sich zusammensetzt aus etwa 70 Litteraten, in ihrem Lokale zu Brüssel. In ihrer Sitzung wurde beschlossen, ein Huldigungstelegramm an den deutschen Kaiser zur Feier des 25jährigen Jubiläums des Reiches zu senden. Dieses Ereignis kennzeichnet den ungeheuren Fortschritt, den die nationale Bewegung in den letzten Jahren gemacht hat. Noch vor drei Jahren, kann man sagen, wäre so etwas nicht möglich gewesen. Die Bewegung schlägt ihre Wellen bereits über ihr Vaterland hinaus nach dem größeren Mutterlande, und dort wird man allmälig anfangen müssen, ihr die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Es sei nun im Folgenden meine Aufgabe, eine kurze Uebersicht über die Entstehung der vlämischen Bewegung, ihre Geschichte und Bedeutung zu geben.

Die vlämische Sprache ist ein niederdeutscher Dialekt, der in der größeren Hälfte von Belgien gesprochen wird. Die andere Hälfte spricht wallonisch, einen französischen Dialekt, der es nie zur Schriftsprache gebracht hat und daher von den Gebildeten in den großen Städten mit der französischen Schriftsprache vertauscht worden ist. Die Vläminge (Vlamingen) sind ein echtes germanisches Kernvolk, größtenteils aus dem fränkischen Stamme, aber gemischt mit Friesen und Sachsen. Diese Verschiedenheit der Abstammung bedingt natürlich eine Verschiedenheit der Mundarten. Ein Einfluß des Wallonisch-Französischen läßt sich nur in der Hauptstadt Brüssel bemerken. In der Provinz hat sich die Volkssprache rein erhalten. Vom Holländischen ist die vlämische Schriftsprache, seitdem

man sich über die Orthographie geeinigt hat, so gut wie nicht verschieden, von den plattdeutschen Dialekten aber natürlich in dem Maße, als sie von der Grenze entfernt sind. Aber selbst für einen Oberdeutschen ist die Sprache nicht schwer zu verstehen, wenn er sie gedruckt vor sich sieht und die Orthographie kennt. Leider ist letztere etwas von der hochdeutschen abweichend, und es wäre Sache eines alldeutschen Sprachkongresses, eine allgemein giltige Rechtschreibung für die sämmtlichen germanischen Mundarten zum besseren Verständnis für Jedermann einzuführen. Die vlämischen und holländischen Sprachgelehrten kommen von Zeit zu Zeit zu einer gemeinsamen Besprechung in einer niederländischen Stadt zusammen, und es wäre nicht schwer, diesen Kongreß zu einem großdeutschen Sprachkongreß zu erweitern. Es hätte jedenfalls den großen Vorteil, die Deutschen mit der überaus interessanten niederländischen Sprache und Literatur näher bekannt zu machen und dadurch nicht allein Anregung, sondern Bereicherung des Sprachschatzes zu schaffen.

Was die Aussprache anlangt, so steht sie ungefähr in der Mitte zwischen Englisch und Deutsch (mit dem Englischen und Plattdeutschen gemein hat sie z. B. den Konsonantismus) und ist, wenn gut vorgetragen, nicht ohne hohe Schönheit. Die eigentliche Farbe, das Leben giebt ja erst die Poesie einer Sprache. Dieselbe adelt den gemeinsten Volksdialekt. Denn die Sprache des Herzens ist stets vornehm, und die Töne der Liebe finden ihren Ausdruck in jeder Sprache und heben sie hinaus über die Sprache der Alltäglichkeit. Die Schönheit einer Sprache darf man also nur beurteilen, wenn man Poesie gehört hat. Das Vorurteil, das so Viele gegen Dialekte haben, rührt offenbar wesentlich davon her, daß sie nur gewöhnliche Dinge haben sagen hören. Dieselben würden aber auch im Italienischen vielleicht keinen besseren Eindruck machen. Denn die gewöhnliche Sprache ist stets bequem und daher abgeschliffen. Erst in der erhöhten Sprache, im stile sublime, erhält die Schönheit die Möglichkeit, sich zu entfalten und hinzureißen.

Ich will nun, um einen Begriff zu geben von der vlämischen Sprache, ein paar Beispiele anführen. Die Orthographie will ich der hochdeutschen nähern. Zunächst ein Lied von Hoffmann von Fallersleben, dem großen Kenner und Bewunderer der vlämischen Sprache, dem Verfasser der deutschen Nationalhymne: „Deutschland, Deutschland, über Alles!"

Vlaanderen, Dag en (und) Nacht
denk ik aan ü (euch, dich)
Waar ik ook ben en vaar,
gej (ihr, du) sejt my altejd naar.
Vlaanderen, Dag en Nacht
denk i aan ü.

Beemden (Wiesen) en Velden staan
overal grün.
Schoon is ons (unser) Land geheel (ganz)
schoon als een Lustpriël (Lustgarten),
Beemden en Velden staan
overal grün.

Overal Vroolejkheid,
overal Lust.
Maagden van fier Gelaat (stolzer Miene),
Knapen so vroom en draat,
Overal Vroolejkheid,
overal Lust.

Vlaanderen, elders (sonstwo) mag't (es)
schooner wel sejn!
Harten (Herzen) soo lief (lieb), soo teer (süß),
vind ik wel nergens weer (wieder).
Vlaanderen, elders mag't
schooner wel sejn!

Vlaanderen, boven (über, engl. above) al
heb ik ü lief;
gej, al mejn Lust, mejn Smart (Schmerz),
gej ligt mej diep in't Hart!
Vlaanderen, boven al
heb ik ü lief.

Vlaanderen, allen Tejd
blejft gej mej lief.
Neem van mej Hart en Hand,

Neem mene Trauw (Treue) te Pand!
Vlaanderen allen Tejd
blejft gej mej lief.

Der Anfang eines anderen Vaterlandsliedes von Julius Vuylsteke lautet so:

Verbrûderingslied. (Verbrüderungslied)

O Nederland, o Wieg der Vrejen!
In Noord en Seud
Sal (soll) elk (jeder) sejn Hart en Arm ü wejen,
Wy sweren 't leud! (laut)
Soldatenrûm be' Slavenketen (Sklavenketten)
Mag elders (sonstwo) Ehr en Glorie heeten (heißen)
De Vrejheid blejft, gelejk (wie) weleer (früher),
Neerlands Rûm, Neerlands Ehr!

Als Beispiel von Prosa will ich die schöne Naturschilderung von Reimond Stijns hersetzen, die seine Erzählung „Gril" anfängt. Stijns ist vielleicht der begabteste der jung-vlämischen Schule, gebürtig aus Ost-Flandern, aber jetzt Lehrer am Athenäum in Brüssel.

„Hosannah de Lente! (der Lenz, Frühling.) De Rosen bluien, het Vlas (Flachs) stat grun, het (das) Seuderwindje (Südwind) strejkt over het malsche (zarte) Koren.

Diepblauw is de Hemel, de Landstreek baadt (badet) in gülden Sonneglans.

Levenslüstig sitten de Pepels (pavillons, Schmetterlinge) elkander (einander) na, de Vogels fleuten in Hegge en Kant.

Een Toon, die (der) het Hart dût jagen, klinkt in het Lied van den steigenden Leeuwerik (Lerche). De bedwelmende Gör (der betäubende Geruch) van Blûm en Plant zweeft (schwebt) langs de Beemden (Wiesen). Sachtjes bewegt het Kûltje de brede Bladeren der Linden en (und) fleustert een geheimsinnig Word.

Jögd (Jugend) en Schoonheid en Liefde (Liebe) vieren Feest (feiern Fest) langs 's Heeren Straten!

Se sejn slechts (erst) achttien Jaar aud: Marie en Dora. Lenteblumen vlechten bonte Kransen overal; boven (über) het Hoofd der Meisjes (Mädchen) spreidt de Haselaar (Haselbusch) seine groote Bladern open.

Heinde en verre (nah und fern), het betooverend (bezaubernd) Veldtapeet; in de Diepte, achter (hinter) de Laan (Allee) van breed gekreunde (gekrönte) Kastanieboomen, het Dorp (das Dorf)."

Man sieht aus dieser kurzen Schilderung, wie geeignet die vlämische Sprache ist, die Natur zu zeichnen und Stimmung wiederzugeben. Und in der That, wenn man die ganze vlämische Litteratur durchgeht, könnte man eine solche Menge herrlicher Naturbetrachtungen zusammenbringen, daß man eine wahre Mustersammlung für angehende Schriftsteller darin herausgeben könnte. Darauf beruht denn auch der große Wert der vlämischen Litteratur, daß sie empfunden, daß sie volkstümlich ist. Sie ist nicht für einen abgeschlossenen Kreis bestimmt, sondern wie die Dichter aus dem Volke hervorgegangen sind, so schreiben sie auch für dasselbe. Volkspoesie und Kunstpoesie sind noch eins. Es erinnert das einigermaßen an die Zeit der ersten Minnesinger, an die Zeit des Nibelungenliedes und der fahrenden Sänger, die Jedermann aus dem Volke, mochte er ein Ritter oder ein Knecht sein, verständlich waren, die in ihrer Mundart dichteten und sangen und sagten, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet. In Westflandern giebt es sogar eine Gruppe von Männern, wie die Geistlichen Guido Gezelle und Verriest, die sich ihrer provinzialen Mundart bedienen, weil sie einem völligen Individualismus in der Kunst das Wort reden. Nur keine Schablone, keinen „Ismus", keine Zwangsjacke für die Künstler! ist ihre Losung. Jeder spreche und schreibe, wie es ihm gefällt! Findet er Leser, ist es gut. Man sieht, der germanische Individualismus und Partikularismus feiert hier im Gegensatz zu romanischer Zentralisation und Vonobenregiererei Triumphe. Freilich es ist nicht gut möglich, daß jeder Schriftsteller seinen eigenen Dialekt schreibe, aber das wird jedenfalls durch die westflandrische Bewegung erreicht werden, daß die niederländische Schriftsprache durch die Volkssprache einer Gegend aufgefrischt, durch Worte und Ausdrücke bereichert und verbessert

wird. Das neue „West-vlaamsch Idiotikon", verfaßt vom Abbé de Bo 1873, veröffentlicht in Gent von Samge 1892 ist der beste Beweis für die Nützlichkeit: denn es enthält Tausende von Ausdrücken, die man vergebens in einem klassischen Wörterbuch sucht.

Diese Bewegung wird dann zuletzt auch dem Hochdeutschen zu gute kommen. Man wird bei größerer Bekanntschaft mit dem Niederländischen viele Wörter aufnehmen und so den deutschen Sprachschatz erweitern können. Namentlich für die Verdrängung der Fremdwörter und Ersetzung durch gute einheimische leistet das Niederländische gute Dienste. Wie schön volkstümlich klingt z. B. dwinglandei statt Tyrannis, Tyrannei! oder volksbelang für Volksinteresse!*) Ein französisches Wort findet sich kaum im Niederländischen; jeder Gedanke („denkbeeld") wird durch ein volkstümliches Wort wiedergegeben.

Die neuvlämische Sprache ist die jüngste der germanischen Schwestersprachen; aber es scheint, daß sie dazu berufen ist, dereinst noch eine große Rolle zu spielen. Was ihre Verbreitung angeht, so kann man sie aus nachfolgender Tabelle ersehen. Es waren, wenn man von den kleinen Kindern absieht, in Belgien nach der Schätzung von 1890

2 744271	=	45 pCt.	Einwohner, die nur vlämisch sprachen,
2 485072	=	41 pCt.	Einwohner, die nur französisch sprachen,
700997	=	11,6 pCt.	Einwohner, die französisch und vlämisch sprachen,
7028	=	0,1 pCt.	Einwohner, die vlämisch und deutsch sprachen,
36185	=	0,6 pCt.	Einwohner, die 3 Sprachen sprachen

Brüssel, die Hauptstadt, ist vlämisch, aber beinahe jeder Einwohner versteht französisch. Die Gebildeten

*) Ich will noch ein paar Beispiele geben von vorzüglicher Wiedergabe von Fremdwörtern im Niederländischen: zegepraal Triumph, onzijdigheid Neutralität, vastberadenheid Energie, grondwet Konstitution, gemeenebest Republik, voortbrengig Produktion, tegenkanting Opposition, sterkte Fort, stelkunst Algebra, ontleding Analyse, ontleedkunde Anatomie, stelsel System, delfstof Mineral, voortbrengsel Produkt, volkplanting Kolonie, beschaving Zivilisation, hekeldicht Satire, tegenhanger Pendant.

bedienen sich meist letzterer Sprache. Natürlich hat das Französische Brüssels viele Germanismen angenommen (wie z. B. „faire avec“ mitmachen, „je ne suis pas connu ici“ ich bin hier nicht bekannt) wie das Vlämische daselbst häßliche Gallizismen.

Der Adel fängt immer mehr an, sich mit dem Vlämischen zu befreunden. In Brüssel leben Familien, deren Kinder schon gut vlämisch sprechen können. In einigen der Familien des Hochadels spricht man auch deutsch. Der König versteht natürlich vlämisch, aber spricht es nicht gern. Wenn ihn ein Gebildeter in der Volkssprache anredet, antwortet er französisch. Wahrscheinlich fühlt er sich trotz seines vlämischen Unterrichts nicht ganz sicher. Uebrigens bewahrt er in der ganzen Sprachbewegung die strengste Neutralität, hat außerdem nach der Verfassung nicht viel zu sagen.

Was die Sprachgrenze angeht, so kann man sich aus dem soeben erschienenen großen Werke des Geschichtsprofessors Kurth in Lüttich die eingehendste Belehrung verschaffen. Hier genüge es, zu bemerken, daß der Nordwesten des Landes vlämisch spricht, also die Provinzen Antwerpen, Ost- und Westflandern, Limburg, ein Teil von Brabant und vom nordwestlichen Frankreich zwischen Reyssel und Dünkirchen.*) Die vlämische Sprache hat sich aber trotz der Unterdrückung durch die französische selbst in Frankreich bis auf den heutigen Tag erhalten, gewiß ein Beweis von einer großen Kraft des Volkstums, die man anderen Stämmen wünschen möchte. Sie selbst nennen ihre Sprache von alten Zeiten her einfach deutsch (dietsch), woraus die Franzosen thiois gemacht haben, ein Ausdruck, der im Altfranzösischen überhaupt für deutsch steht statt allemand. Es ist die Muttersprache Karls des Großen, der in Lüttich oder dessen Nähe geboren ist, und die Sprache Karls des V.,

*) So sind die Namen der beiden Städte im Deutschen auch besser mit der vlämischen Bezeichnung wiedergegeben: Rijssel = ter Isel (insula), was die Wälschen durch à l'isle (Lille) übersetzten, und Duinkerke (sprich Deunkerke=Dünenkirche).

der in Gent groß wurde. Im ganzen Mittelalter war sie die offizielle Schriftsprache. Das bedeutendste Erzeugnis ihrer Poesie ist der Reinart de Vos, der später von Goethe neuhochdeutsch umgeformt wurde. Auch Heinrich von Veldeke dichtete in seiner Muttersprache, ehe er zum Hochdeutschen überging. Ihm, dem ersten höfischen Dichter, gebührt das Verdienst, das Kunstepos, das damals schon in dem vorangeschrittenen Frankreich blühte, nach Deutschland verpflanzt zu haben. Hoch- und Niederdeutsche tragen nur eine alte Dankesschuld ab, wenn sie ihm an der Grenze zwischen beiden Sprachgebieten ein Denkmal setzen.

Leider erwuchs dem Niederdeutschen bald ein mächtiger Gegner im Französischen, das durch den Einfluß der Fürsten und des meist französisch-gesinnten Adels (der sogenannten Leliaarts, Anhänger der Lilien) allmälig zu herrschen anfing. Noch das Grundrecht von Brabant „de Blijde Inkomst (la Joyeuse Entrée) vom Jahre 1356, das bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts zu Recht bestand, ist in deutscher Sprache abgefaßt. Das „große Privileg", das Maria von Burgund, die Tochter Karls des Kühnen, bewilligen mußte und das man als die Magna Charta der Niederlande ansehen kann, hat den Satz: ›In allen öffentlichen gesetzlichen Dokumenten soll die niederländische Sprache angewandt werden.‹ Aber die burgundischen und österreichischen Herrscher begünstigten das Französische. Die Vlamenländer der höheren Klassen, Adlige, hohe Geistlichkeit und Bürger von Brüssel, begannen gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Volkssprache aufzugeben. Im 18. Jahrhundert trat sie dann mehr und mehr zurück. Es lag das in den Zeitverhältnissen begründet, in der vordringenden und alles Germanische aufsaugenden Macht der damaligen französischen Kultur. In Deutschland sehen wir ja ganz ähnliche Verhältnisse. Wie viel mehr in dem an Frankreich angrenzenden Belgien, das keine eigene einheimische Herrscherfamilie mehr hatte, die das Deutsche hätte stützen können! Die österreichischen Herrscher hatten

wenig zu sagen; sie waren an die freie Verfassung gebunden. Ihnen war das Vlämische auch großenteils geradezu unsympathisch, was sich leicht erklären läßt. Sie waren an die hochdeutsche und französische Sprache gewöhnt, und die niederdeutsche Mundart kam ihnen daher roh und gemein vor. Hätten die Habsburger so viel politisches Verständnis gehabt wie die Hohenzollern, so würden sie Alles gethan haben, um der Französierung entgegenzutreten, weil dies das einzige Mittel war, der Einverleibung durch den südlichen Nachbar vorzubeugen. Die Zentralregierung war also Ende des vorigen Jahrhunderts französisch, dagegen die Sprache der Stände in Brabant und Flandern vlämisch.

Die Schulen pflegten noch die einheimische Sprache. An der 1772 gegründeten Akademie zu Brüssel wurde sie neben Französisch und Latein zugelassen; vierzehn Dissertationen in der Volkssprache wurden preisgekrönt. Dagegen gab es keine eigentliche Litteratur mehr in derselben. Die höheren Stände waren ganz französiert. Das Journal en vogue war seit 1655 die französische Gazette de Bruxelles. Die Aristokratie, an der Spitze der Generalguwernör, hatte kein Verständnis für die Volkssprache und zog natürlich die Bourgeoisie, die Kaufleute u. s. w. mit sich.

Als die Franzosen kamen und das Land mit Frankreich vereinigten, wurde auch die Französierung mit aller Macht betrieben. Es entsprach das der zentralisierenden und nivellierenden Politik, welche die Republik verfolgte. Alles sollte im Lande gleich gemacht werden. Mundarten aber störten die schöne Gleichheit; also mußten sie beseitigt werden. Napoleon ging in der Tyrannei noch weiter. Die Veröffentlichung vlamenländischer Zeitungen wurde verboten, später nur mit einer Uebersetzung zugelassen, damit die Eingeborenen auf diese Weise besser französisch lernen könnten.

In welcher Weise die Zentralregierung vorging, kann man aus folgendem Stückchen ersehen. Das Idyll „Jellen en Mietje" von Brockaert wurde im Jahre 1811

als Manuskript dem Präfekten der Schelde zugeschickt. Derselbe sandte es, als ob es die wichtigste Schrift revolutionären Inhalts wäre, nach Paris. Im Jahre 1813 kam es zurück mit dem Befehle, es müßte übersetzt werden, da Niemand in Paris es verstände. Ein Teil der Handschrift war unterwegs verloren gegangen. Erst die Schlacht bei Waterloo brachte dann zuletzt die Möglichkeit, das harmlose Schriftchen drucken zu lassen.

Die oberen Klassen sonderten sich immer mehr vom Volke ab. Letzteres genoß noch in den Elementarschulen einen sehr mageren vlämischen Unterricht, da die Regierung glücklicherweise keine Zeit fand, sich auch noch um diese zu kümmern. Aber die höheren Schulen, die Presse, die Litteratur waren ganz französisch geworden. Nur die niedere Geistlichkeit hielt es noch mit dem Volke. Gebetbücher, der Katechismus, das Leben der Heiligen, Predigten, namentlich auch das Erbauungsbuch des Jesuitenpaters Poirters vom Jahre 1646 „Het masker van de wereldt afgetrokken", „die demaskierte Welt", das in unzähligen Auflagen abgedruckt wurde, sorgten für das Bedürfnis desselben. Auch bildeten sich Gesellschaften von kleinen Bürgern, die Schauspiele gaben, sogenannte Kamers van rhetorika, rederykkamers. Dies war eigentlich eine alte Institution gewesen, ähnlich wie die der Meistersinger in Deutschland, war aber allmälig eingeschlafen. Jetzt warf man sich wieder mit Eifer auf diese litterarische Beschäftigung, schrieb Preise aus, krönte die hervorragendsten, natürlich sehr mittelmäßigen Dichter und hielt auf diese Weise das Interesse an der Sprache wach. Als die Regierung im Jahre 1811 einen Preis ausschrieb, beteiligten sich 31 Konkurrenten in vlämischer und 11 in französischer Sprache.

Die Vereinigung mit Holland machte dann endlich der volklichen Bewegung Luft. Die neue Regierung that natürlich Alles, um die südlichen Provinzen mit den nördlichen zu verschmelzen. In den Gymnasien wurde das Holländische eingeführt. An den drei Landesuniversitäten bestanden neben den lateinischen Kursen

ebenfalls holländische. Aber die Holländer stießen auf Widerstand. Die höheren Stände, die vollständig verwälscht waren, wollten von der Einführung einer, wie sie glaubten, fremden Sprache nichts wissen und die Geistlichen fürchteten den Einfluß der liberalen protestantischen Männer der Nordprovinzen.

Da stand ein Mann auf, der die nationale Sache wirksam verteidigte und dadurch der Vater der vlämischen Bewegung wurde. Dies war Willems. Er war 1793 geboren und hatte sich von frühester Kindheit an dem Studium der niederländischen Litteratur hingegeben. Unter der französischen Herrschaft machte er sich bekannt durch eine Hymne auf die Geburt des Königs von Rom und eine Ode auf die Schlacht bei Friedland und den Frieden von Tilsit. Dann besang er später die Vereinigung mit Holland und den König Wilhelm. Er hat in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit Victor Hugo, seinem großen Zeitgenossen, der ebenfalls alle Regierungen besang. Es lag das im Charakter der Zeit. Im Jahre 1818 schrieb er eine Abhandlung über die Sprache und Litteratur der Niederlande, die eine tiefe Frucht langer Studien dem Publikum darbot und epochemachend wurde. Leider blieben die Versöhnungsversuche zwischen Nord und Süd fruchtlos. Die Gegnerschaft, so sinnlos sie auch in den meisten Dingen war, wurde immer stärker. Die Regierung bestimmte, daß vom Jahre 1823 an in den vlämischen Provinzen nur in der Landessprache amtirt werden sollte, stieß aber dabei auf die heftigste Gegenströmung, namentlich bei den Advokaten, die dadurch sich materiell geschädigt sahen. Trotzdem die Regierung dem Drängen nachgab und 1829 und 1830 die Bestimmungen milderte und allen Klagen eine durchaus gerechte Behandlung zu teil werden ließ, brach die unglückliche Advokatenrevolution vom Jahre 1830 aus und trennte beide Länder.

Eine der ersten Thaten der provisorischen Regierung war die Proklamation des Französischen als einziger offiziellen Sprache. Dem Holländischen wurde der Krieg

erklärt. Holländische Schulbücher und Landkarten wurden aus den Schulen geholt und auf die Straße geworfen, holländische Bibliotheken, wie die der Garnison zu Yperen, verbrannt. Alle, die sich zu widersetzen wagten, wurden verfolgt. Ein Vläming wurde in seinem eigenen Lande wie ein Fremder behandelt, er konnte es ohne Kenntnis des Französischen auch nicht zum kleinsten Aemtchen bringen. Umgekehrt regierten die Beamten lustig drauf los in deutschen Gegenden, ohne auch nur ein Sterbenswörtchen der Landessprache zu verstehen; die Soldaten standen unter französischem Kommando, die Offiziere konnten sich mit ihnen und dem Volke, wenn sie einquartiert wurden, gar nicht einmal verständigen. Die Regierung ließ wohl Aktenstücke für das Volk übersetzen, aber sie waren voller Fehler und Widersinn; in 14 Jahren wurde die Orthographie nicht weniger denn sechs Mal gewechselt. Dafür wurde der Einfluß des Französischen übermächtig. Frankreich wurde als „le cerveau du monde" angesehen. Alles, was aus Frankreich kam, war ein Evangelium. Jahre lang wurde Geschichte und Geographie in den Schulen aus französischen Büchern gelernt. Französische Bücher wurden in Masse in Belgien eingeführt, oft damals auch in Brüssel nachgedruckt. In den Schulen, namentlich den geistlichen, war das Vlämische streng verboten. (Noch vor Kurzem mußte jedes Kind, das sich herausnahm, seine Muttersprache in einer von „soeurs", geleiteten Schule zu sprechen, einen alten, verrosteten Schlüssel, den sogenannten clef flamande, zur Strafe umhertragen, um anzudeuten, daß diese Sprache nur gut sei, um zum alten Eisen geworfen zu werden. Ein vlamenländischer Soldat erhielt noch neulich 4 Tage Arrest, weil er die verschiedenen Teile der Kanone nicht auf Französisch sagen konnte).

Die Bevölkerung litt unter diesem Zwang natürlich sehr, und die Unzufriedenheit machte sich in massenhaften Petitionen Luft. Die jungen Leute, die unter der holländischen Herrschaft in den Schulen Holländisch ge-

lernt hatten, wuchsen allmälig heran, und mit dieser neuen Generation wurde auch der Einfluß der Volkssprache wieder mächtiger. Hoffmann von Fallersleben, der große deutsche Gelehrte, kam um diese Zeit nach Belgien und unterstützte die Bewegung. Er verband sich in Gent mit Willems, der wegen seiner holländischen Gesinnung in Ungnade gefallen war, und ermutigte ihn zum Studium der alten Litteratur. Die Frucht dieser Bemühungen war die Herausgabe des Reinaert de Vos, des alten Tierepos, im Jahr 1836. Derselbe wurde auch von Prudens van Duyse, vielleicht dem größten Lyriker der vlämischen Poesi (1804--1859), in modernen niederländischen Versen wiedergegeben. Duyse nützte der Bewegung außerordentlich durch Schrift und Wort, besonders durch seine feurige Beredsamkeit, mit der er bei jeder Gelegenheit das Volk hinriß.

Zwei Männer traten nun über zur Sache des Volkes und verbanden sich mit Willems: der Abbé David und der Doktor Snellaert. David wurde 1834 Professor an der katholischen Universität Löwen und schrieb eine große Geschichte Belgiens in elf Bänden. Andere folgten dem gegebenen Beispiele: Blommaert aus Gent, der limburgische Professor Bormans und Ledeganck. Ihre Zeitschrift war das „Belgische Museum“.

Ledeganck war 1805 in Eecloo geboren, Sohn eines Schullehrers, hatte nur eine geringe Bildung bekommen, hatte sich aber durch Privatfleiß die Kenntnis fremder Sprachen angeeignet. Er las nicht allein holländische und französische Litteratur, sondern auch deutsche und englische, lateinische und griechische. Namentlich durch Byron und Schiller wurde er beeinflußt. Sein Hauptwerk, das als klassisch gilt, ist die Trilogie „Die drei Schwesterstädte“, ein Gedicht, das das Lob der drei flandrischen Hauptstädte singt: Gent, die Stadt der Industrie, Brügge, die Stadt der Erinnerungen, Antwerpen, die Stadt des Handels und der großen Maler. Es ist natürlich, daß diese herrlichen Gemälde alter und neuer Zeit das flandrische Volk entflammten und ihm einen

Triumph verschafften, als er 1846 im Jahre der Veröffentlichung nach Antwerpen reiste, der wohl verdient war.

Neben Gent war es das orangistisch gesinnte Antwerpen, das eine Wiege des Flamingantismus wurde. Hier bildete sich 1836 eine Gesellschaft von jungen Künstlern und Litteraten, die für die Volkssprache Propaganda machten. Die bedeutendsten unter ihnen waren Gustav Wappers, Leys, van Rijswijck, de Laet und Hendrik Conscience. Letzterer hat sich weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus einen Namen gemacht. Er war am 5. Dezember 1812 in Antwerpen geboren, wo sein Vater Schiffszimmermann war. Dieser war Franzose und verstand sein ganzes Leben hindurch kein Vlämisch, konnte also die Schriften seines Sohnes nicht lesen. Der junge Hendrik trat, als die Revolution ausbrach, obgleich er von Natur schwächlich war, in die Armee ein und wurde bald Feldwebel. Da erwachte in ihm unwiderstehlich die Neigung zum Schriftstellern. Ganze Tage brachte er damit zu, französische Gedichte zu machen, und vernachlässigte seinen Dienst. Als man sah, daß die militärische und poetische Thätigkeit sich nicht mehr vereinigen ließen, gab man ihm den Abschied, und er warf sich nun ganz auf die Belletristik. Von seinen Freunden aus dem „Olijftak“ (Olivenzweig) wurde er für seine Muttersprache gewonnen, und er schrieb zuerst den Roman „Das Wunderjahr“ und dann seine berühmteste Erzählung „De Leeuw van Vlaanderen“. Der „Löwe von Flandern“ schildert die Freiheitskämpfe der Flanderer gegen die französische Vergewaltigung im Anfang des 14. Jahrhunderts und endet mit einer prachtvollen Schilderung der Sporenschlacht. Conscience hatte ja selbst einen Feldzug mitgemacht und kannte das Kriegsleben genau. Er hatte auch das Schlachtfeld bei Kortrijk (französisch Courtrai) sowie die ganze Gegend, wo die Kriegsszenen im Roman sich abspielen, besichtigt. Kein Wunder daher, daß er anschaulich zu beschreiben versteht. Er giebt die Lokalfärbung ebenso wie die Zeitfärbung gut wieder.

Die eigentliche Erzählung ist dagegen äußerst schwach. Es ist eher eine Chronik, als ein Roman. Erfindung, Verwicklung sind nicht seine Sache. Er war dafür zu einfach in seinem ganzen Wesen. Besser gelingt es ihm, dasselbe zur Geltung zu bringen in den Bauerngeschichten, die in seiner Heimat, der Kempen, spielen, wie „de Loteling", („der Rekrut") oder „Rikke tikke tak", „Baas Gansendonk". Es sind Volkserzählungen, Kindergeschichten von großer Naivetät, die für unseren verfeinerten Geschmack kaum noch genießbar sind. Für die damalige Zeit und das einfache, schlichte vlanderische Landvolk waren sie aber ein großes Ereignis. Er hat das Volk, wie auf seinem Denkmal in Antwerpen steht, lesen gelehrt.

Neben Conscience steht als Romancier Sleeckx. Er ist realistischer in der Auffassung, als jener. Er ist ein vorzüglicher Schilderer des Lebens der Schiffer in Antwerpen; seine besten Romane sind: „In 't Schipperskwartier" („Im Schifferquartier") und „Dirk Meyer". Als Schreiber interessanter historischer Romane und moderner Sittenromane hat sich dann August Snieders einen Namen gemacht. Er ahmte anfangs Conscience nach, ward dann aber immer selbständiger. Während Conscience mehr liberal dachte, ist Snieders überzeugter Katholik, während Conscience idealisierte, versucht Snieders die Menschen zu zeichnen, wie sie sind. Namentlich zerstört er in seinen historischen Romanen gern die Legenden, die sich um manche Zeiten gewoben haben, wie um die französische Revolutionsperiode. Ich nenne „Antwerpen in Brand", Beschreibung der Einnahme Antwerpens im 16. Jahrhundert, „Byden Toren" und „De Voetbranders" (die „Fußbrenner", Franzosen, die den Leuten Martern auferlegten, um Geld zu bekommen), Schilderung des Einbruchs der Franzosen und der Herrschaft der Sans-Culotten. Er bildete mit Sleeckx, Van Ryswyck, Conscience und Jan van Beers (einem 1821 in Antwerpen geborenen, 1888 gestorbenen Dichter, einem der Lieblinge der Nation) eine Schule, die das Werk von Willems

fortsetzte. Sie sind die Gründer der vlämischen Litteratur, wie Willems der Gründer der vlämischen Philologie ist. Im Jahre 1844 wurde das erste vlämische Tageblatt gegründet: Vlaamsch België. 1850 adoptierten die Abgeordneten des Provinzialrates von Antwerpen das Vlämische als offizielle Sprache. Alle Beamten, die von der Provinz bezahlt wurden, mußten die Volkssprache verstehen. 1855 kam ein eifriger Flamingant, de Decker, ins Ministerium.

Mit diesem Ereignis begann dann ein neuer Abschnitt für die Bewegung. Die Regierung konnte die vlämische Bewegung nicht mehr übersehen. Am 27. Juni 1856 wurde eine Kommission, aus 9 Mitgliedern bestehend, unter ihnen Conscience, David, Snellaert, ernannt, welche die Petitionen prüfen und neue Bestimmungen über den Gebrauch der Sprache ausarbeiten sollte. Diese Kommission tagte 6 Monate und brachte in ihrem umfangreichen Bericht eine Menge Vorschläge. Leider wurden sie von der Regierung verworfen. Dort herrschte nach dem Sturze de Deckers der franzosenfreundliche Rogier, der Alles that, um die vlämische Bewegung zu hindern. Trotzdem machte sie Fortschritte.

Neue Männer traten auf den Kampfplatz, wie Heremans, Bergmann und Vuylsteke, neue Vereine bildeten sich wie „Vlaminge vooruit“ in Brüssel, (Vlamenländer voraus!), „Vlaemch Verbond“ in Gent, „Nederduitsche Bond“ in Antwerpen; neue Zeitungen entstanden. Im Jahre 1874 hatte sich die Zahl der Zeitungen gegen ihre Zahl im Jahre 1854 verdreifacht: es erschienen 14 Blätter in Gent, ebensoviel in Brügge, 12 in Antwerpen, 5 in Brüssel, 80 in der Provinz. Die Zahl der periodisch erscheinenden Zeitschriften ist allmälig ebenfalls groß geworden. Ich nenne hier nur „Vlaamsch en vrij“ (vlämisch und frei), ein Wochenblatt, das seit 1893 in Antwerpen erscheint und in jeder Nummer das Bildnis eines Flaminganten bringt. „Dietsche Warande“, (katholisch), „Dietsche Stemmen“ (kath.), „Ned. Dicht- en Kunsthalle“ (Antwerpen), „Nederlandsch Museum“ (Gent),

Vlaamsche school (Kunstzeitschrift) „de Hagelander“ (für Hageland), „Land en Volk“ (Jugendzeitschrift), „Van nu en stracks“ (von jetzt und bald), Zeitschrift der jungen Schule, „Kunstbode“ in Antwerpen, „Jong Vlaanderen“, „Biekorf“ (Bienenkorb) in Brügge, „Belfort“, „De Banier“ (das Banner, für Limburg vom vlämischen katholischen Landesbund herausgegeben), „t' Daghet in den Oosten“ („es tagt im Osten“, Anfang eines alten Volksliedes), limburger Zeitschrift für Folklore; ebenfalls für Volkskunde „Ons Leven“, „Volkskunde“ u. A.

Ein wichtiges Ereignis war auch die Einigung über die Rechtschreibung mit Holland. Das Vlämische wurde mit einer vom Holländischen abweichenden Rechtschreibung geschrieben, und alle Versuche, eine Einigung herbeizuführen, waren gescheitert. Am 21. November 1864 ordnete dann endlich ein königlicher Erlaß an, daß die holländische Rechtschreibung auch in Belgien eingeführt werden sollte, die im großen niederländischen Wörterbuche zu Grunde gelegt war. Damit verschwand der letzte Trennungszaun zwischen beiden Ländern.

Gleichzeitig nahm das vlämische Theater einen gewissen Aufschwung. Es wurde nämlich von der Regierung mit Geld unterstützt, weil Rogier auf diese Weise die Vlamenländer von der Politik entfernen wollte. Als Rogier 1861 gefallen und der Flamingant van de Peereboom Minister geworden war, wurden noch mehr Subsidien gezahlt. Ungefähr 175 Stücke waren im Jahre 1872 preisgekrönt und 150000 Frcs. ausgezahlt worden. Jetzt besteht auch eine vlämische Oper in Antwerpen.

In Antwerpen wurde 1866 das Vlämische zur offiziellen Sprache der Gemeinde erklärt, und in der Kammer der Abgeordneten zu Brüssel leistete Delaet den Eid auf die Verfassung am 12. November 1863 in vlämischer Sprache. Dies waren die ersten deutschen Worte, die im belgischen Parlamente gehört wurden. In Gent kam Heremans 1870 in den Provinziallandtag und sprach während dreier Jahre deutsch; 1873 folgten

einige andere Abgeordnete und zuletzt auch der Guwernör seinem Beispiele.

Ein gutes Mittel für die Propaganda bildete der zu Ehren von Willems gestiftete Willemsfonds in Gent, der billige Bücher in das Volk warf und Vorträge veranstaltete. In Gent werden jetzt durch die Bibliotheken des Willemsfonds jährlich 80000 Bücher ausgeliehen, in Brüssel 15000; 60—70 Volkskonzerte werden jährlich durch den Willemsfonds abgehalten. Von ihm zweigte sich später der katholische Davidsfonds ab, der dieselben Ziele verfolgt.

Mehrere Prozesse regten dann hintereinander die öffentliche Meinung auf. So wurde ein gewisser Karsman verurteilt, weil er, gezwungen, vor dem Gerichte in Brüssel französisch zu sprechen, mit seinen Advokaten den Saal verließ. Zwei Arbeiter wurden im Hennegau hingerichtet, obgleich sie beide des Französischen nicht mächtig waren, also ihre Richter und Advokaten gar nicht verstanden. In Brüssel wollte ein Vläming die Geburt seines Kindes nur vlämisch eintragen lassen, und als der Standesbeamte dies verweigerte, ging er fort. Er wurde darauf wegen Unterlassung der Anzeige zu 50 Franken verurteilt.

Eine praktische Folgerung zog dann 1872 der Abgeordnete Coremans, der verlangte, daß das Gericht sich der Landessprache bediene, wenn der Angeklagte des Französischen nicht genügend mächtig sei. Aber die Ausführung stieß auf große Hindernisse, da die Beamten versäumt hatten, vlämisch zu lernen. Deshalb wurde endlich festgesetzt, daß von 1886 an die Landessprache in den Mittelschulen zugelassen werden sollte. In den Gymnasien oder Athenäen, wie man in Belgien sagt, wurden 5 Kurse im Vlämischen abgehalten; in Gent wurde im selben Jahre eine Akademie für die niederländische Sprache eröffnet. 1887 erschien ein arrêté für die Einführung des niederländischen Unterrichts. 1890 wurde in Lüttich ein fakultativer Kursus für Jurisprudenz in vlämischer Sprache eröffnet. Im selben

Jahre kam ein wichtiges Gesetz über die Universitätsexamen zu Stande. Der Artikel 49 desselben sagt: Vom Jahre 1895 an kann kein Gerichtsbeamter in Flandern angestellt werden, der nicht seine Sprachkenntnisse durch ein Examen bewiesen hat. Ebenso muß jeder Geschichtsprofessor an einem Gymnasium vlämisch verstehen.

Das Jahr 1889 brachte neue Reformen. Nach langen und heftigen Debatten wurde ein neues Gesetz über den Gebrauch der vlämischen Sprache beim Gerichte eingeführt, welches den wirklichen Bedürfnissen in gerechter Weise entspricht. Den Offizieren wurde ferner aufgegeben, das Vlämische zu studieren. Seit 1894 erscheint der amtliche Moniteur in beiden Sprachen, nachdem de Laet dies zuerst 1876 als ballon d'essai gewünscht hatte. Auf dem niederländischen Kongreß zu Gent im Jahre 1889 wurde von Max Rooses der Beschluß durchgesetzt, daß das Französische an den flandrischen Volksschulen nicht mehr gelehrt werden sollte, da es unpädagogisch sei, kleinen Kindern eine fremde Sprache aufzuzwingen. Er hatte mindestens den Erfolg, daß der Vorschlag lebhaft im Publikum besprochen wurde.

Ein gutes Mittel der Propaganda hat man 1894 im Volksraad und Landdag (seit 1873) eingeführt. Der Volksraad besteht aus Vertrauensmännern, die einmal im Jahre zusammenkommen und über vorzunehmende Maßregeln beraten. Dieselben werden dann in öffentlicher, jedem zugänglicher Versammlung (dem „Landdag") vorgelegt, wo jeder Vläming das Recht hat, seine Meinung zu sagen. Alle Bekanntmachungen in der Hauptstadt geschehen nunmehr in beiden Sprachen. Jetzt denkt man daran, die Gesetze gleichzeitig in beiden Sprachen abfassen zu lassen, da die Abfassung auf diese Weise dem Geiste der vlämischen Sprache entsprechender wird, als wenn man ein Gesetz französisch abfaßt und dann übersetzt. Man würde auch vielleicht zuletzt Regimenter mit vlämischer Kommandosprache den anderen mit französischer gegenüberstellen, also ein deutsches und ein französisches Armee-

korps aufstellen, wenn man nicht fürchtete, die nationale Einheit auf diese Weise zu sehr zu zerreißen, zumal die Wallonen großenteils Sozialdemokraten sind und deshalb besser unter die Vlamenländer gemischt werden.

Aber auch ohne die amtliche Anerkennung, die erkämpft sein will, macht die geistige Bewegung in Flandern große Fortschritte. Das neue Geschlecht, das auf den Schultern des alten steht, zeigt eine schärfer ausgeprägte Sprache, greifbarere Ideen, bessere Schulung. Bei dem Limburger Dautzenberg, der in seinem 43. Jahre die erste Sammlung Gedichte veröffentlichte (1850), macht sich vor Allem deutscher Einfluß bemerkbar. Er geht auf das Mittelalter und das Volkslied zurück und schlägt gewissermaßen eine Brücke vom Vlämischen zum Hochdeutschen. Ausgezeichnet durch die Form sind seine Schüler De Cort und Van Droogenbroek. Die Provinz Limburg stellt überhaupt ein großes Kontingent von Schriftstellern, von denen ich nur Quaedvlieg, Claes, Arnold Sauwen, Nilis und Brans („Gedichten in Prosa") nennen will. Im mittelalterlichen Stil und in archaistischer Sprache schreibt der Mönch Servas Daems. Viel versprechend war Albrecht Rodenbach, der aber schon mit 24 Jahren 1880 als Student starb. Er hinterließ ein vaterländisches Drama in Versen, Gudrun, das auf dem diesjährigen Sprachkongreß zu Antwerpen zum ersten Male aufgeführt wurde.

Die bedeutendste Dichterin ist unstreitig die in Holland geborene, aber lange in Belgien ansässig gewesene Helena Swarth. Ein Zug tiefer Trauer über verlorenes Liebesglück geht wie bei Heine durch ihre ganze Poesie, die ebenso wie bei Heine von großer Formvollendung Zeugnis ablegt. Vor nicht langer Zeit hat sie sich mit einem Holländer verheiratet und lebt seit dieser Zeit in Rotterdam. Auf dem Gebiete der Novelle haben sich Damen ausgezeichnet, Frau Courtmans, die die sozialen Zustände in ihrer Geburtsstadt Gent und Umgegend schildert, und die Geschwister Loveling, von denen Virginie Loveling soeben den großen Preis für vlämische Litteratur, der alle 5 Jahre ver-

geben wird, bekommen hat für ihren Roman „Een dure eed“, „Ein teurer Eid“. Zwei ostflandrische Schriftsteller, Isidor Teirlinck und Reimond Stijns, schrieben Jahre lang verbunden, wie Erckmann-Chatrian; ihr bedeutendstes Werk ist der Roman „Arm Vlaanderen“. Es ist ein Tendenzroman gegen den Einfluß der Priester. Dann haben sie sich getrennt, und Jeder schreibt für sich. Bei Stijns ist hauptsächlich seine Naturbetrachtung zu bewundern. („In de ton“, „In der Tonne“, Roman) Ein sehr begabter Romanschreiber, der zuerst eine naturalistische Tendenz verfolgte, dann aber eine mehr künstlerische Richtung einschlug, ist Cyrill Buysse, der besonders in Holland Erfolg hatte, wo er sich auch jetzt niedergelassen hat. Es ist noch eine Menge Dichter vorhanden, deren Namen ich nicht alle nennen kann, wie Hiel, Pol de Mont, Buyst, van Langendonck, der Dramatiker Nestor de Tière u. A. Kurz, es ist eine wahre Blütezeit der Dichtkunst, und man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man bald das Erscheinen eines großen Dichters erwarten darf, der Alles, was bis jetzt geleistet worden ist, zusammenfaßt und abschließt. Dann wird auch das Interesse für die aufblühende Litteratur dieses kleinen Volkes in ganz Europa allgemein werden.

Niederdeutsche Politik.

„Viel lieber tot, als feig!“

Der große Kurfürst wußte recht wohl, was er that, als er dem holländischen Freistaate zu Hilfe eilte, um ihn vor dem Untergange zu retten. Er hatte seiner Zeit in Holland seine Studien gemacht und hatte sich auch dort seine Frau geholt. Holland war damals gewissermaßen die Hochschule des Lebens, ehe Paris an seine Stelle trat. Hier hatte es niederdeutsches Wesen zu einem Höhepunkt der Entwickelung gebracht. Niederdeutsche Zähigkeit, niederdeutscher Fleiß und Ausdauer, niederdeutscher Wagemut, Sinn für Gerechtigkeit und dabei auch Verständnis für die Annehmlichkeiten des verfeinerten Lebens hatten eine eigentümliche Blüte des niederdeutschen Volksgeistes hervorgerufen. Holland wurde vorbildlich für das aufstrebende Brandenburg. Hier wohnte eine verwandte Bevölkerung, gleichen Stammes und gleicher Sprache. Die Besiedelung des Ostens war zum großen Teil von Niederländern ausgegangen. Auch politisch war die Aehnlichkeit groß, indem beide Staaten, Holland und Preußen, vom zerfallenden Reiche abgelöst, so gut wie selbständig waren.

Man kann den langen Kampf zwischen der preußischen und österreichischen Politik dem 80jährigen Freiheitskampf der Niederländer vergleichen. Beide rangen um die Freiheit ihrer volkstümlichen Entwicklung. Die Aufgabe Preußens war es, zuerst den Osten zu besiedeln, dann mit dem Westen Beziehungen anzuknüpfen und zuletzt sich vom Süden unabhängig zu machen. Wenn man von diesem dreifachen Urgrund der preußischen Politik ausgeht, versteht man erst ihren inneren Zu-

sammenhang. Es war eben — sagen wir es mit einem Wort: eine niederdeutsche Politik. Darauf beruht auch das Geheimnis ihres Erfolgs. Preußens Mission war es, die Niederdeutschen, die vorher so gut wie keine politische Rolle im Reich gespielt hatten, zu neuem Leben zu erwecken und zur politischen Führerrolle zu erziehen. Beruhte im Mittelalter das deutsche Reich wesentlich auf der Stärke der Oberdeutschen, so ist das neue Reich, das sich an Preußen anlehnt, gegründet auf niederdeutsches Wesen. Es war vielleicht die genialste That der Bismarckschen Politik, daß sie die alten Sachsenländer Hannover und Schleswig-Holstein dem preußischen Staate einverleibte. Damit war mit einem Schlage die Lage verändert. Der Westen war mit dem Osten verbunden. Hannöversche Beamte arbeiteten von nun ab an der Seite ostpreußischer Männer. Daß Preußen früher Franken verloren hatte, wurde reichlich aufgewogen durch die neuen Länder am Meere. Der Blick der Schlesier, Rheinländer und Hessen wurde nach der See gelenkt. Vorher neigten dieselben nach dem Süden, d. h. nach Oesterreich. Preußen hat ihnen den Zugang zum Weltmeer verschafft, damit die Möglichkeit zu einer gebietenden Rolle in der Welt, zu einer deutschen Weltpolitik. Darum kann man das harte Jahr 1866 nicht genug preisen. Denn es hat den Grund gelegt zu Deutschlands Größe, es hat die Möglichkeit gegeben zu deutschem Einfluß.

Die alten Hansestädte erkannten das bald. Sie begriffen, daß die Zeit der Hansa wiedergekommen sei, daß niederdeutscher Geist noch einmal sich Geltung verschaffen solle auf dem Weltmeer. Daher die große Verehrung der Hamburger für Bismarck. Man weiß dort, daß der niederdeutschen Zähigkeit ein großes Feld eröffnet wird jenseits des Meeres, so lange der preußische Adler wehen wird auf der weißen Flagge. Im Lande der „Gemütlichkeit", in den Reichsstädtchen Tillingen, Knillingen und Pfillingen haben die guten Bierphilister von solchen Dingen freilich keine Ahnung. Da sitzen

sie beim Schoppen und schimpfen auf die „Praißen“, von denen alles Unglück kommt. Es war und ist eben vielfach noch in Süddeutschland üblich, auf die angeblich kalten, herzlosen „ungemütlichen“ Norddeutschen, die nicht einmal „richtiges“ Deutsch sprechen könnten, sondern sich eines rohen, harten Bauerndialektes bedienten, herabzusehen. Ja, man wollte die Preußen gar nicht einmal als richtige Deutsche gelten lassen. Die eigentlichen Deutschen, die Originaldeutschen, die Urdeutschen, das waren allein und ausschließlich die Bundesbrüder südlich des Mains. Wer von ihnen gab sich jemals die Mühe, nach dem Norden zu reisen und Land und Leute kennen zu lernen? Man braucht nur heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Einigungskriege, eine katholische Zeitung in Bayern in die Hand zu nehmen und zu lesen, wie die Preußen als „Fremde“ ungefähr auf dieselbe Stufe wie die Franzosen gestellt werden, man braucht nur in ultramontanen Kreisen verkehrt zu haben, um zu begreifen, wessen man sich von dieser Seite im neuen Reiche zu versehen hat.

Aber auch hier ist ein Umschwung seit lange in stiller Vorbereitung. Die Norddeutschen erobern geistig auch den Süden. Sie dringen langsam vor: als Universitätsprofessoren, als Offiziere, als Kaufleute; überall, wo es ernste, gewissenhafte Arbeit giebt, sind sie zur Stelle und gewinnen mehr und mehr an Boden. Die Physiognomie von München hat schon in den letzten Jahren sich durch norddeutschen Einfluß wesentlich verändert: der charakteristische Schmutz in den Wirtschaften weicht, und die alte „Gemütlichkeit“, die unglückselige Bummelei, das Schlaraffentum, die Faschingsstimmung wird allmälig auch weichen. Aehnlich steht es mit Oesterreich. Wenn in Wien die preußischen Offiziere, die der Botschaft attachiert sind, in ihren langen Röcken durch die Straßen gehen, das Bild ritterlicher Männlichkeit, dann bleiben die Wiener stehen und schauen ihnen nach. Sie fühlen und sprechen es auch oft aus, daß dieser Rasse die Zukunft gehört.

Das hat auch schon der große Gobineau vor 40 Jahren in seinem berühmten „Essai sur l'inégalité des races humaines", einem der gehaltvollsten Bücher, die je geschrieben worden sind, vorausgesagt: die nächste Zukunft gehört den Männern des Nordens. Sie haben still und ruhig Jahrhunderte lang gearbeitet, jetzt ernten sie die Früchte ihrer Thätigkeit. Die Niederdeutschen hätten sicher nicht das Große geleistet, wenn sie „gemütlich" gewesen wären. Das sieht man auch am Verhalten der Engländer. So lange die Süddeutschen den Ton angaben, kümmerten sich die Engländer um die Deutschen so wenig wie um die Rechte der Kaffern. Aber seit 66 merken sie, daß ein neuer, fremder Geist über das „Vaterland" gekommen ist; dieser neue, ihnen, die ja auch Niederdeutsche sind, ebenbürtige Geist erregt ihre Besorgnis. Fürchten Sie, daß der Tag der Abrechnung nicht mehr fern ist? Fühlen sie instinktiv, daß eine gewaltsame Auseinandersetzung über die Seeherrschaft und damit über die Weltherrschaft bevorsteht, wenn die Deutschen völlig einig, geistig einig geworden sind, wenn die Oberdeutschen sich nicht mehr als Mußpreußen zweiter Klasse fühlen, sondern freudig in den Kampf gehen für ihre Weltstellung? Ahnen sie, daß, wenn Deutschland mit Hilfe einer gewaltigen Flotte sich überseeische Ackerbaukolonien erwirbt und mit seiner überzähligen Bevölkerung bepflanzt, es notwendigerweise die erste Macht der Erde werden muß? Vermuten sie, daß dereinst Südamerika von Deutschen in großem Stile bevölkert werden muß, daß einst vielleicht das Reichsbanner wehen wird im Hafen von Tanger? Halten sie es für möglich, daß eines Tages die niederdeutschen Staaten zusammenhalten werden, um ihre Brüder in Südafrika vor Vergewaltigung zu schützen, und daß dann die englische Herrschaft am Kap ein Ende nehmen könnte?

Nein, schon deshalb war es ein Meisterstreich der deutschen Politik, dem Königreich Hannover ein Ende zu machen, weil es mit seiner englischen Gesinnung und herkömmlichen englischen Vasallenpolitik voraussichtlich

die Zirkel der großdeutschen Staatskunst gestört hätte. Schade nur, daß man in übel angebrachtem Edelmut dem Welfenfürsten Millionen harter preußischer Thaler, an denen der Schweiß des preußischen Landmanns klebt, geschenkt hat! Wer sich der deutschen Einheit und damit der Ausbildung der deutschen Macht widersetzt, muß weichen, und wenn er zehnmal behauptet, er sei von Gottes Gnaden. Nein, von des deutschen Volkes Gnaden sind die Fürsten, und das Volk kann sein Mandat wegen Unwürdigkeit zurückziehen. So ist es von jeher bei den Germanen üblich gewesen, wenn auch eine Jahrhunderte lange undeutsche Politik die alten germanischen Rechtsanschauungen unterdrückt haben mag. Nachdem Karl der Große den bayerischen Partikularisten Thassilo hatte absetzen lassen, wurde er in ein Kloster gesteckt: man sollte sich wirklich überlegen, ob man nicht ein festes Kloster in einer abgelegenen Gebirgsgegend bauen sollte, geräumig genug, um Alle, die durch Schrift und Wort gegen das neue Reich hetzen und den Samen der Zwietracht säen, aufzunehmen.

Als die wackeren Vlamländer auf der Groeninger Heide gegen französische Tyrannenmacht zu Felde zogen, nahmen sie vor der Schlacht ein Stück der geliebten Erde des Vaterlandes in die Hand und schwuren zu siegen oder zu sterben für die Verteidigung der Heimat. Das war niederdeutsches Heldentum. Daran sollten die Deutschen denken im Kampfe für das Deutschtum! Da war ein kleines Häuflein freier Bauern in Dithmarschen, die sich nicht beugen wollten vor dem Uebermut und der Uebermacht des Grafen von Holsten und die ihn wiederholt schlugen mit seinem Ritterheer und seinen Landsknechten. Das war niederdeutsches Heldentum! Liever dud üs slav! Lieber tot als Sklav! war die Losung der Niederdeutschen. Dieselbe stolze Zähigkeit in der Abkehr fremder Gewalt zeigten auf niederdeutschem Boden die Cherusker in der Schlacht im Teutoburger Wald, zeigten die Sachsen unter Wittekind, zeigten die Kaufleute der Hansa, zeigten die Niederländer in ihrem Freiheitskampf

gegen die Spanier, die Preußen im Volkskriege gegen Napoleon I., zeigten die wackeren Siebenbürger Sachsen, zeigten die Buren in Südafrika. Liever dud üs slav!

Streiten bis aufs Blut für das Recht wie Michael Kohlhaas: das ist niederdeutsch. Sterben für das Recht, wie Anneessens, der vom österreichischen Statthalter von Brüssel wegen seiner Verteidigung der alten Privilegien zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, das ist niederdeutsch. Der das herrliche Lied gedichtet hat: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“ war ein harter Niederdeutscher; und der Dichter des „Wilhelmus van Nassauwe“ nicht minder. Dieselbe Thatkraft, einzustehen unter Demut gegen Gott für Recht und Freiheit, spricht aus ihren Gedichten.

Ist es daher nicht unbegreiflich, daß die Niederdeutschen in Ost und West so gar nichts thun, um sich geistig näher zu treten? Sind die Holländer nicht leider Gottes den Pommern und Mecklenburgern ganz entfremdet? Ist es blos, weil sie staatlich einem anderen Gemeinwesen angehören? Oder ist der Hauptgrund der, daß die Niederdeutschen auf ihre Muttersprache als Amts- und Geschäftssprache verzichtet haben? Ist es nicht in Wahrheit ein Volk der Abstammung und der Volkssprache nach? Was bedeuten demgegenüber die politischen Grenzpfähle? Sind sie nicht in früherer Zeit vereinigt gewesen im alten deutschen Reich? Und weist nicht die allen Deutschen von Frankreich und Rußland drohende Gefahr die getrennten Brüder darauf hin, aufs Neue sich zu verbinden und zusammenzuhalten? Wissen die Vlaminge nicht, daß, wenn Deutschland im nächsten Kriege mit Frankreich geschlagen wird, auch Belgien von den Wälschen eingesteckt werden wird? Und erinnern sich die Holländer nicht, daß sie schon einmal französisch waren und diesem Unglück den Verlust ihrer afrikanischen Kolonieen zu danken haben? Ist Belgien französisch und ist Deutschland lahm gelegt, wer hindert die Franzosen, die Eroberungspolitik Ludwigs XIV. wieder aufzunehmen? Nein, es steht zu hoffen, daß die nächste Kriegsnot die Nieder-

deutschen vereinigt finden, und daß ein zweites Waterloo allen französischen Gelüsten auf deutsches Land für immer ein Ende machen wird.

Aber zunächst müssen die gesamten Niederdeutschen sich geistig näher gebracht werden, und zwar planmäßig. Ehe man den Sturm auf eine Festung wagt, beginnt der Pionier sein Werk: er eröffnet die Laufgräben, er dringt mit den Parallelen immer näher an den Festungsgürtel, dann kommt der Artillerist mit dem schweren Geschütz; erst wenn die feindliche Stellung erschüttert ist, erfolgt die Berennung durch die Infanterie. So auch hier.

Man kann nicht daran denken, eine politische Bundesgenossenschaft auf fester Grundlage herzustellen, wenn nicht vorher eine geistige Annäherung stattgefunden hat. Das natürliche Widerstreben der Trägheit, das bei der großen Masse eines jeden Volkes ungeheuer zu sein pflegt, namentlich wenn materielle Opfer verlangt werden, kann nur durch eine langsame geistige Einwirkung allmälig besiegt werden. Die Franzosen haben das von jeher gewußt und in geschickter Weise angewandt. Den Raubkriegen Ludwigs XIV. sowohl wie denen der französischen Republik und der beiden Napoleone ging eine gut vorbereitete geistige Thätigkeit voraus. Auch jetzt noch versteht es das französische Volk, in glänzender Weise um seine Freunde und Bundesgenossen zu werben und es scheut nicht die Ausgabe von vielen Millionen, um in Rußland Stimmung zu machen. Auch in Belgien wirkte es von alten Zeiten her in seinem Interesse. Hätten die Deutschen in gleicher Weise sich in Belgien thätig gezeigt, so wäre die Vorherrschaft der Wallonen wahrscheinlich nicht zu dieser Höhe gediehen. Man müßte ein eigenes Buch schreiben, um zu zeigen, wie die französische Diplomatie in Belgien ihre Hände im Spiel hatte und Alles that, um das Land dem Franzosentum in die Arme zu treiben. Aber nicht allein die Diplomatie, nein, jeder Franzose im Ausland sucht seine Nation zu vertreten und für sie zu wirken.

Leider kann man dasselbe nicht von den Deutschen

sagen. Was haben diese bis jetzt für die Vlamländer gethan? In Belgien leben viele Tausende, aber sie thun nicht das Geringste für die gute Sache. Sie wirken nicht einmal für die hochdeutsche Sprache: sie lassen ruhig die Vlamländer ihren schweren Kampf auskämpfen und sehen mit verschränkten Armen zu, was daraus wird. Sie pflegen nicht einmal Vlämisch zu lernen, sondern bedienen sich des Französischen. Wäre es nicht die nationale Pflicht eines jeden Deutschen, der ins Ausland kommt, Alles zu thun, was in seinen Kräften steht, um für die nationale Sache einzutreten und dafür zu sorgen, daß das Deutschtum sich derselben Achtung erfreue wie andere Nationen? Aber man rolle einmal das ganze Register der deutschen Unterlassungssünden auf diesem Gebiete auf, und man wird begreifen, daß das Deutschtum so wenig im Auslande gilt und daß der windigste Franzose oft eine größere Rolle spielt, als der gebildetste Deutsche. Woher kommt es denn, daß die feinen Kreise im Haag, der Hauptstadt eines rein deutschen Landes, so französiert sind? Und warum herrscht in Brüssel mit einer zu neun Zehntel rein deutschen Bevölkerung in den gebildeten Kreisen die Sprache der Wälschen? Vor 300 Jahren war dort noch Alles deutsch, und jetzt — Gott sei es geklagt! — wird jeder Fremde, der dorthin kommt, die Stadt für eine französische erklären. Wie steht es mit dem rein deutschen Luxemburg? Die offizielle Sprache ist das Französische. Vor 30 Jahren stand es noch bei Deutschland. Und jetzt? Jetzt ist es „neutral"! Londoner Protokolle verfügen über deutsches Volk, als ob es eine Hammelherde wäre.

Steigt dir die Schamröte nicht in das Gesicht, ehrlicher Deutscher? Rede nicht nur vom Deutschtum, handle auch — man kann leider nicht sagen, wie ein Deutscher, sondern wie ein Deutscher, der seiner Ahnen würdig ist, handeln sollte! Hier in Belgien ist ein unterdrücktes deutsches Brudervolk, das um Hilfe schreit. Man nimmt ihm das Deutschtum auf alle mögliche Weise und nimmt ihm auf diese Weise die Seele. Kinder werden nicht etwa

in ihrer Muttersprache, sondern in französischer Sprache unterrichtet, in einer Sprache, die sie nicht verstehen. Sie lernen auf diese Weise weder ihre Muttersprache ordentlich, noch die fremde. Ist das nicht Tyrannei? Der wallonische Teil der Bevölkerung hat an Frankreich einen Halt, aber den Vlamen darf man bei Leibe nicht das Hochdeutsche beibringen, da litte ja ihre Kenntnis des Französischen! Also französisch um jeden Preis, obgleich es Deutsche sind!!

Ich wende mich an alle patriotisch fühlenden Deutschen mit der Bitte, die vlämische Bewegung zu unterstützen. Was vor Allem Not thäte, um die Vlamen geistig zu unterstützen, das wäre, daß man ihnen möglichst Gelegenheit gäbe, Hochdeutsch zu lernen, damit sie deutsche Zeitungen, deutsche Bücher lesen und die deutsche Litteratur kennen lernen könnten. In Belgien ist kaum Gelegenheit, in den Bibliotheken die nötigen deutschen Bücher zu finden, besonders solche, die in das Verständnis des modernen Deutschland, seiner Sprache, Politik u. s. w. einführen könnten. Es ist aber doch klar, daß ein Vlamländer sich nur dann für Deutschland interessieren wird, wenn er Gelegenheit hat, etwas Anziehendes über dasselbe zu lesen. Ich denke dabei an Bücher über deutsche Geschichte, Biographieen bedeutender Männer, wie Bismarcks, Moltkes, Wilhelms I. oder des jetzigen Kaisers, Schilderungen aus der Kulturgeschichte, wie Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Riehls Naturgeschichte des Volkes, Lagardes Deutsche Schriften, Grimms Märchen, R. Wagners Werke, F. Reuters Werke, Kl. Groths Werke, Litteraturgeschichten, Werke von Dichtern, Volkslieder u. s. f. Gründe man doch in Brüssel eine deutsche Volksbibliothek, die unentgeltlich Bücher an Vlamen und Reichsdeutsche ausleiht! Es giebt so Viele in Deutschland, die alte Bücher haben, welche sie nicht mehr lesen, die ein nützliches Werk thäten, wenn sie dieselben nach Vlamland schicken würden, es giebt so viele Verleger, denen es auf ein Buch mehr gewiß nicht ankommt, es giebt so viele Zeitungen, die sich national

und patriotisch bethätigen, die so leicht ein Freiexemplar in einem Café irgendwo in Belgien auflegen könnten.

Es giebt viele Vlamländer, die gerne deutsch lesen würden, nachdem sie auf autodidaktischem Wege es sprechen gelernt haben, wenn sie nur die Mittel besäßen, sich Bücher anzuschaffen, ja wenn sie oft nur wüßten, was sie lesen sollten. Denn die Unwissenheit in Bezug auf die Litteratur ist natürlich groß.*)

Es müßte ein geistiger Austausch zwischen beiden Ländern eingeleitet werden. Die Vlamen müßten Hochdeutsch, die Deutschen müßten aus Interesse Vlämisch studieren. Mit einigem guten Willen kommt man über die Schwierigkeiten weg und lernt eine interessante Schwester des Hochdeutschen kennen. Es wäre eine große Unterstützung der vlämischen Schriftsteller, wenn sie auch in Deutschland gekauft würden, wenn die öffentlichen Bibliotheken ihre Werke anschafften. Besonders gilt das Alles natürlich von den Niederdeutschen. Sie sind die Nächsten dazu! Die plattdeutschen Mundarten sind der niederländischen Sprache so ähnlich, daß man sich nur wundern muß, daß man nicht schon längst angefangen hat, in den norddeutschen höheren Schulen das Holländische zu lehren. Im Holländischen findet der Plattdeutsche eine ausgebildete Schriftsprache, die ihm offenbar näher steht, als das Hochdeutsche. Es wäre ein unberechenbarer Gewinn für das deutsche Geistesleben, wenn man damit beginnen wollte, sich mit

---

*) **Brämer** in seinem interessanten Buch „Nationalität und Sprache im Königreich Belgien" (1887) sagt am Schlusse: „Der Widerstand ist nicht nur berechtigt, er ist sogar notwendig und muß von Deutschland erfolgen Die Holländer, welche zunächst zum Eingreifen verpflichtet sind, grollen noch immer über den Abfall des Südens, obschon sie äußerlich gute Miene zu machen für politisch halten. Wir aber haben die Treue nicht vergessen, mit welcher die Vlamen im letzten Franzosenkrieg fast Mann für Mann im Geiste bei uns standen. Wir dürfen in Aufrechterhaltung unserer besonderen Kulturaufgabe im Leben der Menschheit nicht dulden, daß ein teurer Stamm von echt germanischem Geiste dahinsieche, auch nicht dulden, daß ein Schleier über seine innere Kraft gezogen werde."

holländischer Sprache und Litteratur zu beschäftigen. In den Gymnasien müßte niederländisch gelesen, müßte niederländische Geschichte vorgetragen werden. Dadurch würde dann naturgemäß das Interesse und damit die Liebe zu den Niederlanden großgezogen. Es kann nicht mehr lange dauern, so wird man Englisch ir allen höheren Schulen als Lehrgegenstand einführen; hol ndisch bildete dann die natürliche Brücke vom Hoch tschen zum Englischen.

In Gent besteht seit einigen Jahren eine vlämische Akademie. Es wäre nur wünschenswert, wenn dieselbe zu einer allgemeinen niederdeutschen Akademie erweitert würde, wenn eine Anzahl deutscher Mitglieder vom Kaiser ernannt würde. Es besteht ferner eine Vereinigung holländischer und belgischer Schriftsteller und Gelehrter, die alle Jahre in einer Stadt der Niederlande sich zu einem Kongreß versammeln. In diesem Jahre tagte der taal-en letterkundig Congres am 23. August in Antwerpen. Zum ersten Male erschienen diesmal auch Reichsdeutsche und Vertreter der südafrikanischen Republik, um an den Beratungen teil zu nehmen. Es war also ein großniederdeutscher Tag, der die Bande zwischen den einzelnen Völkern geistig fester knüpfte. Trafen sich doch auf demselben Männer wie der verdienstvolle Antwerpener Bibliothekar Hansen, der Rufer im Streit für niederdeutsche Sprache und Litteratur und der Darmstädter Hochschullehrer Major von Pfister-Schwaighusen, der getreue Eckart des Alldeutschtums.

Es wäre Sache der Gebildeten, die Annäherung der Völker, die so lange entfremdet waren, in die Hand zu nehmen und eine geistige Bewegung hervorzurufen, die dann das ganze Volk ergreifen wird. Die moralischen Eroberungen, deren Preußen sich rühmen darf, müssen nach Westen hin fortgesetzt werden. Mit Wilhelm I. ist Preußen zur westländischen Politik des Großen Kurfürsten zurückgekehrt. Der Zug nach Westen wird die ganze folgende Periode beherrschen.

Ein Sinnbild des Beginns einer westländischen

Politik war die Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals zwischen Ostsee und Westsee. Der König von Preußen hat nicht umsonst den Titel eines Prinzen von Oranien und heißt nicht umsonst „Wilhelm von Nassau von deutschem Blut“, wie der Befreier der Niederlande. Die Zeit ist nicht fern, wo er auch in den Niederlanden volkstümlich sein wird.

Friedrich der Große hat die westländische Politik verlassen, um sich dem Süden und Osten zuzuwenden. Er nahm die günstige Gelegenheit wahr, einen Vorstoß gegen das altersschwache Oesterreich zu machen und Schlesien für den Norden zu gewinnen, dann ordnete er die Angelegenheiten des Ostens mit geschickter Hand. Aber die Kolonialpolitik und die Pflanzstätten in Afrika gab er auf. Sein Nachfolger ging noch weiter in der Ausbeutung des Ostens. Aus diesem Grund, um den Einfluß im Osten zu erhalten, gab er den Westen preis. Es war ein Segen, daß die Siege Napoleons Preußen von dieser Last befreiten. Von da an verfolgte die preußische Politik nur noch den Gang der Ereignisse im Süden und suchte sich hier mit Erfolg Einfluß zu verschaffen.

Jetzt ist die Zeit gekommen, auch einen Vorstoß wieder nach Westen zu machen. Die niederdeutschen Pioniere müssen aber vorgehen! Süddeutschland neigt naturgemäß nach Oesterreich zu. Seine Aufgabe ist es, die deutsch-österreichische Politik zu stützen. Das Deutschtum Oesterreichs ist vielfach zu schwach geworden. Die Hilfe muß ihm vorwiegend vom stamm- und sprachverwandten Süden kommen. Ihm ist die Aufgabe durch seine Lage und Geschichte zu teil geworden, den Reichsgedanken nach Oesterreich und der Schweiz zu verbreiten, diese Länder, sowie Elsaß-Lothringen moralisch zurückzuerobern.

Den Niederdeutschen aber liegt es ob, sich zusammenzuschließen, sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. Leider hat die deutsche Politik den Fehler gemacht, damals, als sich die denkbar günstigste Gelegenheit bot,

Transvaal zu einem deutschen Schutzgebiet zu machen, ehe die Engländer die schwere Hand darauf legten, nicht mit niederdeutschem Wagemut vorzugehen. Deutschland stände jetzt ganz anders da. Doch verloren für die niederdeutsche Sache sind die wackeren Buren deshalb, so Gott will, noch nicht. So lange die Herzen in Niederdeutschland so warm für ihre Interessen schlagen, wie in Vlamland und Holland, werden sie staatlich nicht untergehen, aber ein gemeinsames Pfand der Sorge bleiben für die fernen Eltern. Auch diese freien niederdeutschen Bauern werden ihre Unabhängigkeit sich zu wahren wissen wie die alten Dithmarschen. Liever dud üs slav!

Die niederländischen Staaten müssen — man gestatte mir nun ein wenig Zukunftsphantasie! — ein ewiges Bündnis mit dem Reiche bei voller Wahrung ihrer Selbständigkeit eingehen. Nach dem nächsten Franzosenkrieg muß französisch Vlamland mit Flandern vereinigt, dafür aber der deutsche Teil von belgisch Luxemburg an das in das Reich einzuverleibende Großherzogtum abgegeben werden. Dünkirchen muß deutscher Reichskriegshafen werden. Die belgischen Matrosen dienen auf der deutschen Flotte, auf welcher niederdeutsches Kommando eingeführt wird. Die belgische Armee führt dafür hochdeutsche Kommandosprache und das deutsche Reglement ein. Ein großes Zollgebiet umschließt den deutschen Bund: Holland, Belgien, Schweiz, Oesterreich, Congo und Südafrika. Berlin an günstiger Stelle gelegen, ungefähr im Mittelpunkt der germanischen Bevölkerung, wird Bundeshauptstadt, wo der alldeutsche Staatenrat, die Vertreter der einzelnen Regierungen, und der Volksrat, die Abgesandten der einzelnen Kammern, zusammenkommen. Auf dem Lande herrscht das Hochdeutsche, auf der See das Niederländische. Beide Gestaltungen der deutschen Sprache werden auf allen höheren Schulen gelehrt. Dann wird das deutsche Volkstum eine Kraft und Stärke entwickeln, die es zum Gebieter machen wird von ganz Europa, die es zum Schiedsrichter befähigen wird in der ganzen Welt.

Wenn dann der Kaiser als Schutzherr des Bundes

seinen feierlichen Einritt, die Joyeuse Entrée, halten wird in der alten Hauptstadt von Brabant, dann werden ihm, wie in alten Zeiten, die Neringen und Gilden entgegengehen mit lautem Heilruf: „Willkommen, König in Brabant! Hie deutsches Volk, hie deutsches Recht, hie deutsches Schwert! Alldeutschland „op ewig ungedeeld“, vereinigt vom Fels zum Meer!“

Die Zukunft des belgischen Staates.

„Nun ist es Zeit, des Reiches Ehr zu wahren.“

Es sind gewiß wenig Vlamländer, die nicht das Zustandekommen des „belgischen Experiments“ jetzt bedauern, nachdem sie in thörichter Verblendung einst die Waffen gegen ihre Brüder geführt haben. Mit Holland vereinigt hätten sie die sicherste Garantie gegen die offenen und versteckten Angriffe der Wallonen, abgesehen von dem ungeheuren Vorteil, den die Teilnahme an holländischem Handel und holländischen Kolonieen ihnen bieten würden. Aber solche Erwägungen kommen zu spät. Die Vlamen haben sich mit ihren Brüdern um ein Linsengericht gezankt — wie so oft im Leben der germanischen Völker — und dann getrennt: andere, die Französlinge, haben den Vorteil davon gehabt. Frankreich schaut mit begehrlichem Auge auf das reiche Land. Je mehr die französische Rasse ihrem unaufhaltsamen Untergange entgegeneilt, um so sehnsüchtiger blickt sie auf die Möglichkeit einer Bluterneuerung. So mag eine altgewordene, schwindsüchtige Cocotte mit stillem Neid auf ein junges Blut sehen. Aber die Vläminge wollen nicht als Culturdünger dienen für das absterbende Franzosenvolk. Sie haben den Kampf mit den Wallonen aufgenommen und dringen siegreich vor. Sie wollen auch das Joch abschütteln, das die Fransquillons ihnen schon seit Jahrhunderten auferlegt haben; sie wollen das Recht haben, auf ihrem eigenen Gebiet die Sprache ihrer Väter frei reden zu dürfen. „In Vlaanderen vlaamsch!“ ist ihre Parole und man kann voraussehen, daß sie in kurzem als Sieger in allem hervorgehen werden. Noch in diesem Jahre wird der Gesetzentwurf angenommen

werden, der bestimmt, daß Gesetze in der Deputiertenkammer zugleich in französischer und vlämischer Sprache eingebracht und durchberaten werden sollen. Die Folge wird sein, daß man dem Vlämischen eine noch größere Beachtung wird schenken müssen in allem, was die Anforderungen einer hohen Cultur heutzutage verlangen. Man wird daran denken, Vlämisch als Unterrichts-Sprache auch an den Universitäten einzuführen. Das ist doch dann eine natürliche Folgerung, daß man auf vlämischem Boden dann auch vlämisch an den Hochschulen vortragen muß.

Ist dann schließlich das Niederdeutsche dem Französischen auf allen Gebieten gleichgestellt, so fragt es sich: welches werden die Folgen sein? Ist es möglich, daß zwei so verschiedene Völker, beide etwa gleich zahlreich, friedlich miteinander auf die Dauer leben können, wenn sie doch verschiedene Interessen haben? Ist es für die Vlamen wünschenswert, auch ferner im Banne der französischen Anschauungen zu leben, um damit mehr oder weniger „verfranscht“ zu werden? Ist es gut, daß die vlämischen Kinder schon früh mit einer fremden Sprache bekannt gemacht werden, weil sie dieselben angeblich zu ihrem späteren Fortkommen brauchen?

Ich fürchte, es ist ein großes Unglück für den belgischen Staat, wenn zwei Sprachen völlig gleichberechtigt sind. So lange die Wallonen am Ruder waren und alles französisch wurde, ging es, äußerlich betrachtet, ganz gut, wenn auch ungerecht. Aber wenn die Gleichberechtigung strikt durchgeführt sein wird, wenn etwa ein vlämisches Heer und ein wallonisches Armeekorps mit verschiedener Kommandosprache existieren, dann ist es schwer, sich noch einen belgischen Staat zu denken. Dann wäre es schon besser zwei Staaten daraus zu machen, die nur durch die Person des Herrschers vereinigt sind, etwa wie Oesterreich-Ungarn. Der nördliche Staat mit eigenem Abgeordnetenhause wäre deutsch, der südliche ebenfalls mit eigener Verwaltung, eigenen Ministern u. s. w. wäre französisch. Naturgemäß würde der

deutsche Staat nach Deutschland, der französische nach Frankreich hinüberneigen. Aber auch in diesem Falle wäre die Entscheidung nur hinausgeschoben. Es würde ein — wenn vielleicht aucht nicht physischer — so doch sicher geistiger Wettstreit zwischen beiden Teilen der Monarchie entstehen und der stärkere Geist würde siegen. Welches wäre dann der stärkere, der die Oberhand gewinnen würde?

Der Sieg fällt in der Regel dem zu, der kühn vorgeht. Das ist alte preußische Taktik. Wer sich verteidigt, pflegt in Nachteil zu geraten. Das hat schon der große niederländische Freiheitskampf gezeigt. Von dem Momente an, wo die Niederländer die Defensive verließen und zum Angriff übergingen, war das Glück mit ihnen. Wer ist nun hier der Angreifer und wer verteidigt veraltete Zustände? Es ist leicht zu sehen, daß die Wallonen allmälig in die Defensive gedrängt worden sind. In der Defensive werden sie auch den Todesstoß erhalten.

Ich habe vor Kurzem den Vortrag eines wallonischen Senators über die vlämische Bewegung gehört. Derselbe sagte von den Vlamländern: „Ils sont plus forts que nous!“ „Sie sind stärker als wir!“ Allerdings, Herr Senator! Sie sind stärker. In ihnen kämpft das Recht, in ihnen kämpft die alte germanische Freiheit, die sich nicht maßregeln und schuhriegeln lassen will von romanischem Zentralismus und Bureaukratismus, in ihnen kämpft die germanische Volkskraft, und wenn man sich der widersetzt, dann erwacht der „furor teutonicus“ die germanische Berserkerwut! Die Germanen haben das Land erobert und wollen auf ihrem eigenen Boden Herren und nicht Knechte sein. Die Germanen sind ein zu edles Volk, um von anderen beherrscht zu werden und ihre Sprache ist zu vornehm, als daß sie verballhornt und verbastert werden sollte durch welschen Schnick-Schnack. Ihr Herren Franzosen habt die Deutschen überfallen wie eine Meute Hunde und habt sie gehetzt — aber wie ein edler Hirsch, wenn er gestellt

wird von den Rüden und sich mit seinem mächtigen Geweih zur Wehr setzt und die Hunde abwehrt, daß sie mit blutigen Weichen zur Erde fallen, so bäumt sich das deutsche Volk gegen fremde Vergewaltigung und es wird nicht ruhen und nicht rasten, bis es den Sieg erlangt hat. Vlamland muß aus der Sphäre des verfallenden Franzosentums herausgerissen werden, und zwar für immer. Vlamland muß wieder deutsch, ganz deutsch sein, die Hauptstadt des Landes, darf nicht länger geschändet werden durch schamlose französische Schauspiele, durch schändliche französische Ankündigungen, durch gemeine französische Bilder und Zeitungen in den Straßen. Der Brüsseler muß wissen, ob er ein Deutscher oder ein Franzmann ist. Bei der heutigen Bastarderziehung weiß er es nicht. Entweder deutsch — oder französisch muß die Parole sein. Nicht um den Staat Belgien handelt es sich dabei in letzter Linie — der kann zur Not untergehen! — sondern um die Zukunft des vlämischen Volkes. Der Staat ist des Volkes wegen da, aber nicht umgekehrt. Der heutige Staat knechtet einen Teil des Volkes, und zwar einen Teil des großen deutschen Gesamtvolkes zu Gunsten einer Staatsidee. Aber das vlämische Volk, wenn es die Wahl hat zwischen diesem Staat oder der Erhaltung seines Volkstums ohne diesen, wird es sich sicher für das letztere entscheiden.

Entweder die Vlamen werden im belgischen Staate herrschen oder sie werden ihr Glück wo anders suchen. Die Holländer werden sie gewiß mit offenen Armen aufnehmen. Aber da es nicht germanische Sitte ist, den Herrscher zu verlassen, so werden die Vlamländer bei ihrem eigenen Staate und Herrscherhaus verbleiben. Aber sie werden dafür sorgen, daß der Staat germanisch wird. Dem Germanismus gehört die Zukunft, auch in Belgien! Der Staat wird sich entscheiden müssen, ob er französisch oder deutsch sein will. Denn zweivölkig kann er auf die Dauer nicht bestehen. Und die Entscheidung wird kaum lange auf sich warten lassen. Alles drängt zu einer letzten großen Entscheidung mit Frankreich.

Die Franzosen haben Jahrhunderte lang mit ihrem Einfluß Europa beherrscht, sie werden auf denselben nicht eher verzichten wollen, als bis die Sache zwischen Germanen und Romanen entgültig zum Austrag gekommen ist. Das beweisen ihre ungeheuren Rüstungen. Zur Verteidigung des Landes wären die doch nicht nötig. Dann, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, werden sich auch die Vlamländer entscheiden müssen, ob sie ihren deutschen Brüdern beistehen wollen oder nicht. Ihre ganze Geschichte war ein fortwährender Kampf gegen die französischen Eindringlinge. Sie brauchen nur die Namen Groeninge, Peuvelberg, Kassel, Rozebeke, Sint Quentin, Gravelingen, Fleurus, Neerwinden, Waterloo zu nennen. Wie ungeheure Sturzwellen ergossen sich die welschen Eroberungszüge über die Niederlande, bis sie dieselben vollständig verschlungen hatten. Die Vlamländer sollen sich nur dieser Zeit der Unterdrückung und Ausraubung durch die Sansculotten erinnern und der Zeit der Polizeivergewaltigung und Militärdiktatur durch Napoleon. Da wissen sie, was sie von Frankreich zu erwarten haben, wenn es siegreich aus dem großen Kampfe hervorgeht. Auch hier gilt der alte Spruch: Vlamland muß Amboß oder Hammer sein. Entweder es bleibt passiv während des Krieges, dann darf es sich nicht wundern, wenn der Sieger es als Beute betrachtet. Mit den Franzosen aber zu gehen, verbietet den Vlamen die Stammeszugehörigkeit und die Klugheit. Freilich haben die englischen Staatsmänner aus Belgien einen neutralen Staat gemacht. Aber was bedeutet die Neutralität noch, wenn ein Volk um seine Existenz ringt? Welches Recht hat man, einem freien Volke die Selbstbestimmung zu nehmen, es gewissermaßen politisch zu kastrieren? Als der große Kurfürst vom Einfall Ludwigs XIV. in Holland hörte, rief er aus: „tum tua res agitur, paries cum proximus ardet!“ und eilte den bedrängten Landsleuten zu Hilfe. Er wußte ganz gut, daß, wenn Holland untergegangen wäre, auch an ihn die Reihe kommen würde. So suchte er dem feindlichen Angriff

zuvorzukommen. Dessen sollen die Belgier eingedenk sein und bei Zeiten sich dem deutschen Reich zu nähern suchen. Das Reich ist der natürliche Rückhalt für Belgien, es ist das Hinterland für die Nordseeküste. In dem Maaße als die Industrie in Deutschland anwächst — und wie sehr sie fortgeschritten ist, beweist die Berliner Ausstellung! — bedarf sie günstiger Seehäfen. Die belgischen Häfen sind der natürliche Ausgangspunkt für die deutschen Produkte des Westens. So war es im ganzen Mittelalter, wo Brügge und Gent Handelsplätze ersten Ranges waren. Wenn Brügge wieder durch einen großen Kanal mit der See verbunden sein wird, muß es notwendigerweise aufblühen und den Handel zwischen Deutschland und England vermitteln. Der große Verkehr wird aber naturgemäß zu einem Zollanschluß führen müssen. Die deutschen Waaren müssen direkt in Brügge, Antwerpen, Brüssel zur See gebracht werden können. Auch müßte das Reich einen Kriegshafen für seine Flotte am Kanal haben, damit es einen Stützpunkt für etwaige Operationen, einen Sammelpunkt für seine Kreuzer, eine Kohlenstation für vorüberfahrende Schiffe zur Verfügung hätte. In dem Maaße als die deutsche Handelsmarine wächst, muß auch die Kriegsmarine an Bedeutung gewinnen und muß für auswärtige Stationen Sorge getragen werden. Das Reich müßte sich zu diesem Zwecke nach dem nächsten Kriege den Hafen von Dünkirchen abtreten lassen. Das Hinterland, soweit es von Vlamen bewohnt wird, sowie die wichtigen Grenzfestungen Lille und Maubeuge müßten in den Besitz Belgiens kommen. Auf die Weise wäre sowohl Belgien als Deutschland an der Grenze gesichert.

Die Einsicht, daß beide Staaten auf einander angewiesen sind, daß sie beiderseits Vorteile von einander haben können, wird dann naturgemäß zu einem Bundesverhältnis führen. Beide Staaten schließen demgemäß ein Schutz- und Trutzbündnis ab und gehen eine Zolleinigung ein. Das wird die weitere Folge haben, daß der moralische Einfluß Deutschlands größer werden wird, als er jetzt ist. Heute hat der Durchschnittsbelgier selbst

in Flandern kein rechtes Verständnis für die Reichszustände. Beide Länder sind zu lange von einander getrennt gewesen und haben eine zu verschiedene Entwickelung gehabt. Wenn aber beide Staaten enger mit einander verbunden sind, wird naturgemäß ein größerer Austausch von Ideen zwischen ihnen stattfinden. Jeder Belgier wird Hochdeutsch lernen. Die deutsche Litteratur wird allgemein die Stelle, die bis jetzt die französische inne gehabt hat, einnehmen, und der französische Einfluß wird mehr und mehr — selbst in der Wallonei zurückgedrängt werden. Es wird eine ähnliche Veränderung sein, wie in Elsaß-Lothringen, wo auch durch zwei Jahrhunderte ein starker französischer Einfluß war, der jetzt Tag für Tag mehr zurückweicht. Dazu kommt, daß die französische Rasse scheinbar immer mehr abnimmt, daß dann deutsche Elemente immer weiter nach Süden vordringen werden, wie früher zur Zeit der Völkerwanderung. Auf die Weise wird das wallonische Land auch allmälich der Germanisierung zugänglich gemacht werden. Man bemerkt eine ähnliche Bewegung auch in anderen französischen Städten, wie Genf oder Metz, wo das deutsche Element beständig zunimmt. Ist die deutsche Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten zurückgegangen und die französische gestiegen, so ist im Gegenteil jetzt die germanische Rasse im Vorgehen, und die französische weicht zurück. Es kann leicht sein, daß im nächsten Jahrhundert Nordfrankreich wieder dem Deutschtum zurückgewonnen sein wird. Denn die Völkergrenzen sind nicht stetig, sondern verschieben sich nach ethnographischen Gesetzen, die man noch nicht genügend erforscht hat. Da winkt dem Vlamentum eine schöne Zukunft, wie in der Frankenzeit, nach Süden vorzudringen und mit kräftigen Armen das schöne Land zu bestellen, das von Einwohnern halb verlassen ist, oder in Afrika Volkspflanzstätten zu errichten, die dann in niederdeutscher Amtssprache verwaltet werden.

Ist das Hochdeutsche in Belgien bekannt genug, dann liegt es nahe, dasselbe da anzuwenden, wo jetzt das

Französische für allgemeine Zwecke gebraucht wird, vor allem beim Heere. Wird entweder Französisch oder Vlämisch bevorzugt, so fühlt sich der andere Volksstamm benachteiligt, bei Hochdeutsch fällt aber jeder Streit weg. Führe man also das preußische Reglement und die deutsche Kommandosprache einfach ein: den Vlamländern ist sie so gut verständlich wie ihre Muttersprache, und für die Wallonen kommt es auf eins heraus, ob sie Hoch- oder Niederdeutsch zu hören bekommen. Französisch aber als Armeesprache in einem germanischen Gemeinwesen, das mit Deutschland in Schutz- und Trutz-Verhältnis steht, geht nicht an. Richte man das Heer ganz nach deutschem Muster ein, schaffe die lächerliche Bürgergarde ab, lasse die Bürgergardisten als Ersatzreservisten im Heere dienen und beseitige die unwürdige Stellvertretung! In einem germanischen Lande soll Jeder seine eigene Haut zu Markte tragen: der Reiche soll keinen Vorteil vor dem Armen haben. Das ist auch das beste Mittel, um das Heer moralisch zu heben und ihm jenen nationalen Geist zu geben, der das deutsche Heer so vorteilhaft auszeichnet. Statt daß jetzt der verweichlichte Loteling weint und heult, wenn er zur Fahne muß, als ob er gehängt werden sollte, muß es für jeden Staatsbürger eine Ehre und Freude sein, dem Wehrstande anzugehören. Das Heer ist außerdem die beste Zucht für die leider nur allzusehr zur Zuchtlosigkeit neigenden Belgier. Ohne Disciplin und ohne Entsagung wird der Staat seine alten germanischen Tugenden immer mehr einbüßen. Das Heer ist die beste Schule für den jungen Mann, um ihm Ordnung und Gehorsam beizubringen, der beste Riegel gegen den überhand nehmenden Luxus und die Verweichlichung. Das sieht man an dem ungeheuren Umschwung, den Deutschland im letzten Menschenalter durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht genommen hat. Das ganze Volk ist männlicher geworden. Es ist wahr, daß der Militarismus wie jede menschliche Institution Schattenseiten aufzuweisen hat, aber in Belgien kann man denselben besser als in Deutschland entgegenarbeiten;

denn ein Junkertum, das sich in der Armee breit macht, gibt es dort nicht und die Einheit der Religionsgemeinschaft läßt eine größere Einwirkung derselben zu als in Regimentern mit verschiedenen Confessionen.

Ferner sollte man allmählich das Französische durch das Hochdeutsche ersetzen an den Hochschulen und in der Centralregierung, namentlich im Verkehr mit dem Ausland. Es wäre auch hier unnatürlich, das Französische noch als Geschäftssprache anzuwenden, wenn die Wallonen ihren Einfluß verloren haben. Es wäre also der Gang so, daß in den vlämischen Provinzen Vlämisch als einzige Amtssprache, in den wallonischen Französisch gelten würde, daß aber für gemeinsame Angelegenheiten der Gesamtheit das Hochdeutsche angewendet würde, wie es in der Schweiz ist und in Oesterreich und den russischen Ostseeprovinzen wenigstens noch vor nicht so langer Zeit üblich war. Alle drei Sprachen wären jedoch gleichgestellt, so daß sich Niemand über Zurücksetzung beklagen könnte. Die Universität Löwen, die sich auf deutschem Sprachboden befindet, würde zugleich katholische Universität für das Reich, und natürlich wäre es jedem Belgier freigestellt in Deutschland zu studieren, jedem Deutschen eine belgische Hochschule zu besuchen. Auf die Weise würde ein großer Austausch stattfinden und die Annäherung erleichtert werden. Würde Gent nur vlämisch dozieren, so kämen keine Reichsdeutsche hin, mit deutscher Vortragssprache aber würde der Gewinn für Belgien in jeder Hinsicht größer sein. Wer aber in niederdeutscher Sprache Vorlesungen hören wollte, könnte die holländischen vier Universitäten besuchen.

Vor allem sollte man dafür sorgen, daß hochdeutsche Schauspieltruppen in Belgien für die Förderung der Sprache wirkten. Wie viel könnte ein gutes deutsches Theater in Brüssel wirken, zumal dort mehr als 15000 Reichsdeutsche sind! Ist es nicht ferner unnatürlich, daß Wagner, der deutscheste der Komponisten, dort in französischer Sprache vorgeführt wird, daß van Dyck, der doch selbst ein geborener Vläming ist, in dieser Sprache

in einer deutschen Stadt singen muß! In der Brüsseler Oper müßten im nächsten Jahrhundert deutsche Opern in deutscher Sprache gegeben werden.

Ist es schließlich nicht unnatürlich, daß Männer mit gut vlämischen Namen in französischer Sprache schreiben und so ihr Talent in den Dienst der Fremden stellen, wie Eckhoud, de Koster, Verhaeren, Maeterlink, Rodenbach, Keyenberg (Giraud).

Wenn Belgien und Deutschland sich verbrüdern, wird wohl auch diese Unnatur für immer verschwinden. Je früher, desto besser.

Auf die Weise würde also dann wieder ein völkerrechtliches Verhältnis hergestellt, wie es ein ganzes Jahrtausend zu Recht bestanden hat. Es stimmt wahrhaft wehmütig, wenn man an der Façade der Häuser auf dem großen Platze von Brüssel, die vor 200 Jahren aufgeführt worden sind, jetzt noch den Reichsadler erblickt; ähnlich wie in der Schweiz, wo man auch noch überall alte Fenster mit dem Reichswappen wahrnehmen kann. Freilich einer Einverleibung Belgiens in das deutsche Reich würde man nicht gut das Wort reden können, schon aus dem Grunde nicht, weil die belgischen Abgeordneten die Opposition im Reichstag verstärken würden: die Wallonen würden mit den Polen und Elsässern oder Sozialdemokraten gemeinsame Sache machen, die ultramontanen Vlamländer mit dem Zentrum und die doktrinären mit der Fortschrittspartei. Es ist aber ohnedies schon genug Obstruktion vorhanden, wie man bei jeder Gelegenheit merkt, wo es sich um eine nationale Frage, wie Vermehrung der Flotte handelt. Je größer das Reich ist, desto schwieriger wird es eine parlamentarische Majorität zusammenzubringen, die politisches Verständnis zeigt. Möge also Belgien, mit dem Reiche durch ein Bündnis und enge Freundschaft verknüpft, für sich bleiben! Möge es nur so weit wieder deutsch werden, daß es den germanischen Anschauungen seiner Vorfahren gemäß lebt! Wenn ein ersprießliches Zusammenwirken mit den Wallonen in der Deputiertenkammer nicht möglich

zu sein scheint, so errichte man zwei national getrennte Kammern, die abwechselnd in Brüssel tagen und die blos dann sich vereinigen, wenn es sich um gemeinsame Angelegenheiten handelt. Der schwarze Löwe von Flandern auf goldnem Grund müßte neben dem goldenen Löwen von Brabant auf schwarzem Grund in das Wappen aufgenommen werden, um den Sieg der Vlamländer für alle Zeit zu versinnbildlichen.

An die Spitze der vereinigten vlämischen Gaue trete ein Ruward, an die Spitze der wallonischen Provinzen ein Generalgouverneur! Gemeinsame Generalstaaten ersetzten den „Senat", die auf eine Weise ernannt würden, daß die Intelligenz, die Aristokratie des Geistes vertreten wäre.

Daß es dann noch schwerer innerer Kämpfe bedarf, wird wohl kaum zu leugnen sein. Denn die Gegensätze sind im Lande zu groß. Aber gerade durch den Kampf der drei großen Parteien, der Klerikalen, der Liberalen und Sozialdemokraten, um die Herrschaft wird vielleicht schließlich ein Kompromiß möglich werden, der die Diagonale zieht aus den feindlichen Gegensätzen. Nichts ist schlimmer als der unpraktische Doktrinarismus der Parteischablone auf der einen Seite und der alles ausnutzende Egoismus der regierenden Partei auf der andern. Daher die große Unbefriedigung, die der Parlamentarismus gewährt und die Sehnsucht nach einem vernünftigeren System. Was das sein wird, kann nur die ferne Zukunft lehren und die gemeinsame Arbeit aller zivilisierten Völker. Jedenfalls gehört immer dem Reinsten und Besten, dem Idealsten die Zukunft. Völker vergehen und Reiche fallen in Trümmer, aber die großen Gedanken der Edlen zeugen weiter. Von Pipin von Landen und Pipin von Heristal, Karl Martel, Pipin dem Kurzen und Karl dem Großen angefangen gibt es eine lange Reihe erlauchter Namen, die auf belgischem Boden geherrscht haben. So lange ihr Geist im belgischen Volke lebendig ist — und durch die Geschichte lebt ja ihre Erinnerung ewig fort! — der fromme Sinn eines

Godfried von Bouillon, die staatsmännische Klugheit der Artevelde, der Mut eines Jan Breydel, die Unerschrockenheit Karls des Kühnen, die Unbeugsamkeit eines Anneessens, die Ausdauer eines Oranien, die Milde der Maria Theresia, die Weisheit Leopold I. — wird es mit dem Volke nicht bergab gehen. Möchte das belgische Volk aus seiner Geschichte die so glorreich ist, sich Rat holen in den Stürmen des Lebens und sich voll Vertrauen dahin wenden, wohin es der große Schriftsteller Marnix de St. Adelgonde weist in den schönen Worten, die er dem großen Wilhelm von Oranien in den Mund legt:

Mijn schilt ende betrouwen
Sijt ghij, O Godt mijn Heer,
Op ü soo wil ick bouwen
Verlaet mij nemmermeer!

Ritter, Wehrmann und Landsknecht

„Für deutsches Land das deutsche Schwert!"

Es sind jetzt hundert Jahre her, daß der große Philosoph Kant seine Schrift über den ewigen Frieden schrieb. Er lebte im Zeitalter des Humanitätsdusels und der Sentimentalität, in einer Periode, wo man nichts mehr wußte von Nationalität und Rassenunterschied, wo man glaubte, die Welt bestände aus einer Anzahl gutmütiger Individuen, die nur durch die Civilisation allmählich schlecht geworden seien.

Die Geschichte hat bald darauf ihre Antwort gegeben. Diese Antwort war so überwältigend einfach, daß jeder, der denken konnte, sie verstehen mußte, wie viel mehr der große Denker von Königsberg. Die Antwort war die große französische Revolution und die Völkerkriege, die auf sie folgten. Und es war nicht der allgemeine ewige Friede, der uns beschert wurde im 19. Jahrhundert, auch nicht die universale Republik der vereinigten Staaten von Europa, sondern eine Ausbildung des Nationalitätsgedankens in einer Stärke, wie man es im „aufgeklärten" 18. Jahrhundert gar nicht für möglich gehalten hätte. Und nicht die Abschaffung der stehenden Heere ist erreicht worden, sondern im Gegenteil eine Verstärkung des Militarismus.

Die Welt starrt heutzutage in Waffen. Ein Volk, das keine starke Armee besitzt, zählt im Rate der Völker nicht mehr mit. Und der schöne Gedanke des ewigen Friedens ist so wenig populär geworden, daß nicht nur ganze Nationen seit Jahren bis an die Zähne bewaffnet zum kriegerischen Sprunge bereit sind, sondern daß der größte Stratege unserer Zeit, Feldmarschall Moltke, offen gesagt hat: der Gedanke des ewigen Friedens ist ein

Traum und nicht einmal ein schöner Traum. Ein Volk, das lange Frieden gehabt hat, erschlafft und verweichlicht. Der Luxus aber hat noch immer die Völker zerstört. Man sehe sich die ganze Geschichte darauf an! Solange ein Volk kriegerisch war, war es im Aufblühen und im Steigen begriffen. Sobald es die Kriegstüchtigkeit einbüßte, ging es unter.

Die Dekadence beginnt stets mit Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht. Die ursprünglichen Völker, die noch naturgemäß kräftig und gesund sind, haben immer die allgemeine Wehrpflicht. Die Perser wurden nicht von gemieteten Söldnern, sondern von freien hellenischen Männern geschlagen. Die Römer der Republik, wie die alten Germanen hatten Volksheere. Beide gingen bergab, als sie das System verließen. Die Carthager wurden vernichtet, weil sie sich auf Söldner stützten. Durch den Feudalismus wurde die alte germanische Heeresverfassung vernichtet. Denn diese ruhte auf der Wehrpflicht des Freien. Als die Gemeinfreiheit abkam, wurde es das Vorrecht einer Kaste, den Staat durch kriegerische Aktionen zu vertreten. Das Ritterheer vertrat daher auch oft genug nicht das Recht des Landes, sondern der eigenen Kaste. Die Obrigkeiten aber suchten sich am Ausgange des Mittelalters Achtung und Ansehen zu verschaffen durch geworbene Truppen aus den niederen Ständen, sogenannte Landsknechte. Die Ritter standen den Fürsten ja nicht in der Weise unbedingt zur Verfügung wie die Landsknechte. Letztere gewannen also immer mehr an Bedeutung. Sie gaben schließlich den Ausschlag.

In der Weise nun als das Landsknechtheer anwuchs, wurde es auch wieder national und es war kein so großer Schritt, daß man schließlich dazu kam die Soldaten einfach auszuheben. Dadurch, daß das Ritterheer am Ende des 17. Jahrhunderts ganz abkam und durch die Soldaten ersetzt wurde, wurden die höheren Stände immer mehr dem Waffenstande entfremdet. Sie konnten nur noch als Offiziere an dem Heere teilnehmen. Die

Bürger in den Städten aber, denen die Offiziersstellen früher nicht zugänglich waren, waren ganz ausgeschlossen. Dieses ungermanische System herrscht nur noch in wenigen Staaten, indem die meisten Völker nach dem Vorbilde Preußens wieder zur alten Wehrpflicht aller Freien zurückgekehrt sind. Nach einem langen Umweg ist man in Deutschland zum ursprünglichen allgemeinen Heeresdienst gekommen und hat auf die Weise alles zu vereinigen gewußt, was frühere Perioden geleistet haben, von dem Volksheer der alten Germanen an zum Ritterheer, zum Landsknechtfähnlein, zum Conskriptionsheer.

Es ist betrübend zu sehen, daß andere germanische Völker noch nicht so weit sind. In Belgien sträubt sich die Bourgeoisie noch immer gegen Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Und doch giebt es kaum ein Land, wo dieselbe so nötig wäre wie hier. Man deklamiert so gern gegen den sogenannten Militarismus. Aber wenn man unter den Ausdrücken auf — ismus den Mißbrauch, die Uebertreibung einer Sache versteht, dann muß man gerade das alte System, wie es in Belgien und Holland noch besteht, so nennen, nicht das preußische. Die allgemeine Verteidigungspflicht aller waffenfähigen Bürger ist etwas Naturgemäßes; daß man aber eine Anzahl unglücklicher Bauern und Tagelöhner zwingt, sich für die Reichen und Mächtigen, die soviel Geld haben, um sich loskaufen zu können, zu schlagen, ist unnatürlich. Man muß sehr wenig Verstand oder wenig Herz haben, um das nicht einzusehen. Wenn ein Land angegriffen wird und es zieht den Kürzeren, wer verliert da am meisten: der Bauer oder der reiche Prasser? Doch offenbar der letztere. Es ist daher unsittlich, ihn auch nicht für seine eigene Sache einstehen zu lassen.

In den alten Staaten, bei den Athenern, Römern u. s. w. beruhte gerade auf den Reichen die Stärke des Heeres. Sie dienten entweder zu Pferde (hippeis, equites) oder als Schwerbewaffnete — (Hopliten) — bildeten sie das Zentrum der Aufstellung. Mehr als das. In der früheren Zeit war es für jeden eine Freude und eine

Ehre im Heere dienen zu dürfen. Tacitus berichtet von den alten Germanen, daß der Jüngling in öffentlicher Volksversammlung wehrhaft gemacht wurde. Im Mittelalter war die Schwertleite eine wichtige Ceremonie und die Erteilung des Ritterschlages war von der Kirche sanktioniert und mit ihrem Segen begleitet. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gingen die Herren mit dem Degen aus und die freien Bauern durften bewaffnet zusammenkommen. Der Ritter trug sein Schwert am Cingulum militare, der Kaufmann durfte es nur am Sattel tragen. Die Mitglieder der Zünfte und Gilden wußten ihre Waffen zu führen: das beweist die Sporenschlacht. Wohin man im germanischen Mittelalter sieht, bis in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinein, war eine helle Waffenfreudigkeit. Die Waffenfreudigkeit der Deutschen war so groß, daß sie im Zeitalter der Reformation und noch später hin ganz Europa mit Landsknechten versahen. Wo ein Krieg stattfand, fochten deutsche Heerhaufen auf beiden Seiten. — Das mag im nationalen Interesse zu beklagen gewesen sein und man muß mit Bedauern und Schmerz zu der Ansicht kommen, daß wenn die Deutschen damals unter einem nationalen Kaiser vereint gewesen wären, und sie ein nationales Ziel gehabt hätten, sie die ganze Welt unterworfen haben würden. Aber das war ja das Unglück Deutschlands, daß die Nation uneinig war und ihre Kraft, ihre überschäumende Kraft dem hohnlachenden Auslande zur Verfügung stellte. Noch in diesem Jahrhundert wurden die großen Siege Napoleons auf deutschem Boden von Deutschen ausgefochten. Aber auf der anderen Seite kann es einen Deutschen doch auch mit Stolz erfüllen, wenn er sagen kann, sein Vaterland hatte Jahrhundertelang eine solche Ueberfülle an gesunder Volkskraft, daß es anderen Ländern davon abgeben konnte. Während des großen Freiheitskampfes der Niederländer versorgten die Deutschen die Niederländer sowohl wie die Spanier mit Soldaten. Es ist charakteristisch für die Niederländer, daß sie selbst keine Armee auf die Beine bringen konnten, sondern immer auf die allzeit

bereiten Deutschen, auf Engländer und Franzosen angewiesen waren. Welch eine Verweichlichung muß damals schon im üppigen Belgien geherrscht haben, wenn die Bewohner sich nicht einmal mehr selbst gegen eine Handvoll Söldner wehren konnten! Ist es nicht schmachvoll, daß ein so reiches, stark bevölkertes Land, das erste in der Kultur des damaligen Europas, durch einige Tausend verhaßter Spanier geknechtet werden konnte? Es ist erstaunlich, daß ein so weitblickender Geist, wie Wilhelm von Oranien, nicht auf den Gedanken kam, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, die doch schon Macchiavelli empfohlen hatte. Man kann sagen, die Belgier verloren ihre Freiheit, weil sie nicht den Mut hatten, zum germanischen Volksheere zurückzukehren. Hätten sie damals das ganze Volk bewaffnet, so hätten sie sicher die Spanier zurückgeschlagen. Gegen ein bewaffnetes, entschlossenes Volk ist schwer anzukämpfen; das haben die sieggewohnten Franzosen in Spanien erfahren, in Tyrol und in Preußen. Die Lage der Spanier, Tyroler und Preußen zur Zeit Napoleons war ähnlich wie die der Niederländer zur Zeit der spanischen Herrschaft. Aber welch ein Unterschied! Wie mußte die Waffenfreudigkeit abhanden gekommen sein, wenn sie von ein paar spanischen Soldaten unterdrückt werden konnten.

Es ist wahr, die Spanier hatten die Vorteile eines modernen Volksheeres, sie waren patriotisch, religiös und gut discipliniert. Das beweisen alle Kämpfe in den Niederlanden. Bei Jemmingen, sagt Motley in seiner berühmten Geschichte des Abfalls der Niederlande, hatte Alba 7 Soldaten verloren, und 7000 geschlagen; in der Antwerpener Furie waren höchstens 200 Spanier gefallen, während 8000 Bürger und Staatentruppen geschlachtet worden waren; bei Gemblours waren 6, 7, 8, 10 — der Himmel weiß wie viele — Tausend vernichtet worden und kaum ein einziger Spanier war erschlagen worden! Aber hätten die Belgier nur einen Funken von jenem Heldenmut besessen, der die preußischen Bauern beseelte, die die Garden Napoleons mit ihren

Kolben niederschlugen, sie wären ebenso gute Soldaten geworden. Es ist der Wille, der die Thaten vollbringt. Der Luxus aber, die Verweichlichung, die Genußsucht lähmen den Willen. Daher giebt es für ein Volk kein größeres Unglück, als in Weichlichkeit zu versinken. Das beweist die Geschichte aller Handels- und Industrievölker. Und es ist kein Ausweg, als wenn Gott einmal wieder einen „frischen, fröhlichen Krieg“ sendet.

Die ganze Geschichte dreht sich darum, daß ursprüngliche, gesunde, unverdorbene Völker sich zu Herren machen der altersschwachen, entnervten, verweichlichten. Auf diesem notwendigen Vorgang beruht denn auch der Segen der Eroberung, den nur ganz bornirte Geister leugnen können. Wenn ein Volk durch seine eigene Schuld zum Untergange reif geworden ist, dann vollzieht ein anderes Volk die von Gott verordnete Strafe. Niemals aber kann ein Volk das andere gegen seinen Willen unterjochen. Das große und starke England vermochte nicht die amerikanischen Kolonien zum Gehorsam zurückzubringen und das große, kriegsstolze Spanien versucht schon seit Jahren vergebens die Rebellion auf Cuba zu unterdrücken.

Völker steigen und Völker vergehen; aber die kriegerische Tüchtigkeit hat noch stets triumphiert.

Daher ist es eine der Hauptaufgaben der Staatskunst, für die Erhaltung der Wehrfähigkeit Sorge zu tragen. Was nützt aller Reichtum, was hilft die große Zahl der Fabriken, der Handelsschiffe und Eisenbahnen, wenn das Volk schließlich in die Hand des Fremden kommt. Man kann wohl für Geld chinesische Kulis anwerben; aber sie werden nicht das leisten, was der Familienvater leistet, der für Weib und Kind kämpft. Ein Blick auf die belgische Geschichte zeigt das klar. So lange die Bürger von Brügge und Gent waffentüchtig waren, waren sie unbezwinglich. Als Philipp der Schöne von Frankreich die große Zahl bewaffneter Bürger vor Ryssel sah, rief er voll Verwunderung aus: „Mij dunkt, dat Vlaanderen krijgslieden spuwt of regent!“

Aber als die germanische Waffenfreudigkeit abkam, fielen die Städte in Verfall und wurden ein Raub fremder Eroberer. Von Brügge ist in der Zeit des Freiheitskampfes schon keine Rede mehr. Belgien leistet den eindringenden Franzosen im vorigen Jahrhundert so gut wie keinen Widerstand und blos einige zur Verzweiflung gebrachte Bauern thun das, was die ganze Nation hätte thun müssen. Jetzt will man den tapferen Bauern ein Denkmal setzen; aber mir scheint, das würdigste Denkmal wäre, wenn man ihrem Beispiele folgte und die allgemeine Volksbewaffnung einführte. Das wäre auch ein Zurückgehen auf den altgermanischen Geist, der bis jetzt in Belgien zum Schlummer verurteilt ist und es wäre ein Zugeständnis an den modernen Gedanken der Demokratie, der Klassenunterschiede nicht mehr gelten lassen will. Es wäre ein Akt der Selbsterhaltung. Denn ein Volk, das heutzutage nicht alles thut, mit sittlicher Kraft die Unabhängigkeit des Landes aufrecht zu erhalten, hat seine Rolle ausgespielt und ist reif zum Untergang.

Das haben nachgerade so ziemlich alle Völker Europas eingesehen. Wir leben wieder in einer kriegerischen Zeit. Wehe dem Volk, das die Zeichen der Zeit nicht erkennt! Das Rad der Zeit wird über es hinweggehen. Stillstand ist auch hier Rückschritt. So wenig wie man mit alten Arquebusen den Hinterladern gegenübertreten kann, so wenig kann man mit dem alten System gegen das neue ankämpfen. Glaubt man aber auf seine „Neutralität“ sich verlassen zu können, so löse man doch gleich die ganze Armee auf! Denn dann ist es schade um das viele Geld, das sie kostet. Ich fürchte nur, die unangebrachte Sparsamkeit wird dem Lande teurer zu stehen kommen als die Auslage für ein Heer. Wer am Heere spart, spart am unrechten Ort.

Aber auch wenn gar kein Krieg in nächster Aussicht stände, sollte man die allgemeine Wehrpflicht einführen wegen ihrer großen sittlichen Vorteile. Niemand kann leugnen, daß der Dienst mit der Waffe männlich macht.

Die Armee ist die hohe Schule für das Volk. Hier lernt der Bauer ein zielbewußtes Streben, Energie, Ordnung, Reinlichkeit; er lernt sich einem großen Ganzen eingliedern und sich, wenn es nötig ist, für das Wohl des Ganzen aufopfern. Dies ist die beste Vorschule für das politische Leben. Wo keine allgemeine Wehrpflicht besteht, liegt die Gefahr zu einer Revolution viel näher, als in einem Lande, wo sie seit langem existiert. Denn in letzterem, wie z. B. in Preußen, ist das Gefühl der freiwilligen Unterordnung, des Gehorsams, der Disziplin viel mehr entwickelt. Man sage nicht, daß dies ein knechtischer Gehorsam sei, eine Art moderner Sklaverei. In einem Heere, mit allgemeiner Wehrpflicht, wo also auch die Höchstgebildeten dienen, wird Ungerechtigkeit und kleinliche Gamaschenknöpferei sich nicht lange halten können. Denn hier pflegt das Offizierkorps gut zu sein. (Ein schlechtes Offizierkorps würde ja den Gebildeten nicht imponieren können.) Auch nimmt die ganze Nation an der Armee Anteil, weil Jeder gedient hat oder wenigstens irgend wie mit dem Heere in Verbindung ist. In einer Armee dagegen nach dem alten System herrscht naturgemäß ein schlechter Geist, der Geist des Landsknechttums, des Troupiertums, des Caporalismus. Ein Offizier hat dort nicht die enge Fühlung mit den Gebildeten, er kommt sich selbst vor wie ein Condottiere. Er hat auch meist weder die Bildung noch das Streben, sich auszubilden; er begnügt sich der Liebling junger Damen zu sein, in glänzender Uniform durch die Straßen zu flanieren und in seinen Freistunden im Café zu sitzen. Man braucht nur das französische Offiziercorps vor dem Kriege mit dem preußischen zu vergleichen und der Unterschied wird jedem in die Augen springen. Wie aber der Herr, so der Diener. Ist der Offizier oberflächlich, so ist es auch der Unteroffizier. Auf die Weise wird die Kaserne zu einer Pflanzstätte der Unzucht, der Trunksucht und der Faulheit. Wer seine Zeit abgedient hat, ist oft verloren fürs Leben. Nicht so bei der allgemeinen Wehrpflicht. Durch das Zusammensein von Ge-

bildeten und Ungebildeten bildet sich ein höheres Niveau. Es ist klar, daß trotzdem dem System menschliche Mängel ankleben und daß man kein Ideal erwarten darf. Aber das gilt von allen menschlichen Einrichtungen. Wer vor dem Heere warnt, weil man dort viel Schlechtes lernen könnte, fällt in denselben Fehler, als wenn er sagen wollte, man darf nicht Postbeamter werden, weil man möglicherweise einen ungerechten, chikanösen Vorgesetzten bekommen kann. Daß es im Heere nicht immer ideal zugeht, ist unvermeidlich, aber daraus folgt nur, daß man die etwaigen Fehler und Mängel zu verbessern suchen soll. Man hört z. B. von Soldatenmißhandlungen. Aber warum führt man nicht eine Institution von Volkstribunen ein, deren Aufgabe es ist, die Rechte der einzelnen Soldaten öffentlich zu verteidigen, wenn sie verletzt worden sind? Ein Unteroffizier und noch mehr ein Offizier würde sich hüten zu Mißhandlungen zu schreiten, wenn er weiß, daß in der Stadt ein Mann das Recht hat, gegen ihn vorzugehen. Ein Rekrut aber würde ein größeres Gefühl der Sicherheit bekommen, wenn er wüßte, es ist Jemand in der Stadt, dem er sein Leid klagen kann. Gerade ausgediente verdienstvolle Offiziere würden sich zu dieser militärischen Anwaltschaft am besten eignen.

Man hat auch bis jetzt die Rolle, die die Religion spielen kann, zu wenig berücksichtigt. In Heeren nach dem alten System pflegt die Religion verachtet zu sein. Der Soldat erscheint da als ein Art Bramarbas, als Eisenfresser, als miles gloriosus, der weder Gott noch Teufel fürchtet. Solche Operettensoldaten sollten in einer christlichen Armee gar nicht vorkommen können. Im Gegenteil: im Heere kann man sehr gut durch Religion auf die Soldaten einwirken, wie es z. B. in Rußland geschieht. Dort hat jedes Regiment, jedes Bataillon, jede Kompanie einen eigenen Heiligen, dessen Bild im Zimmer hängt und dessen Tag immer gefeiert wird. Es liegt auf der Hand, daß diese Einrichtung den Leuten eine gewisse Festigkeit giebt und ein Band zwischen

ihnen knüpft, das so leicht nicht reißen kann. Denn das religiöse Band ist das festeste. Fromme Soldaten waren immer gute Soldaten. Das beweisen die Puritaner Oliver Cromwells und die Schweden unter Gustav Adolph. Die deutschen Landsknechte pflegten vor jedem Kampfe streng zu fasten „um sich den Himmel gangbar zu machen“ und einen Teil der Beute der Gottesmutter aufzuopfern. Nach der Schlacht bei Ravenna, als die Franzosen plünderten, verzichteten sie freiwillig auf ihren Anteil an der Beute aus Liebe zu Gott. Auch pflegten sie vor der Schlacht, wenn sie die Hostie nicht empfangen konnten oder wenn sie im Sterben lagen, Erde in den Mund zu nehmen. Roland hielt bekanntlich Gott seinen Handschuh hin, um vor dem Tode auf die Weise seiner Sünden ledig zu werden. Es ist etwas Erhabenes um die militärische Frömmigkeit dieser einfachen Seelen. Als die Schlacht bei Leuthen geschlagen war, wo eine Handvoll Preußen einen wunderbaren Sieg errungen hatten über die dreifache Anzahl Oesterreicher, stimmte plötzlich ein alter Grenadier den Choral „Nun danket alle Gott!“ an, bald fiel ein anderer ein und zuletzt sang die ganze Armee wie aus einer Kehle. Seit der Zeit wird in der preußischen Armee nach jedem Sieg „Nun danket alle Gott“ gespielt.

Dies beweist zur Genüge, daß das Soldatentum sich sehr wohl mit dem Christentum vertragen kann. Es ist wahr, daß der Militärstand besondere Versuchungen hat, die vom Geiste des Christentums abführen können. Aber man kann nicht sagen, daß dies notwendigerweise geschehen muß. Ist in einem Lande das Christentum noch lebendig, so wird es auch in der Armee lebendig sein können. Die Armee ist überhaupt die beste Probe auf die moralische Tüchtigkeit einer Nation. Man kann immer an den Soldaten sehen, welchen Kulturgrad das betreffende Volk erreicht hat. Wie der Volkscharakter, so der Armeecharakter. Erschlafft das Volk, so erschlafft auch die Armee. Kommt dann plötzlich zum großen Segen des Volkes ein unglücklicher Krieg, so gehen die Menschen

wieder in sich und werden einfacher und männlicher. Die Armee hebt sich dann auch wieder. Nirgends sah man das besser als in der preußischen Armee zur Zeit der Schlacht bei Jena und etwas später zur Zeit der Schlacht bei Leipzig. Der Geist hatte inzwischen völlig gewechselt. Daher ist es auch von so großer Bedeutung, wenn ein Fürst an der Spitze steht, der selbst aufrichtig fromm ist und sich für die Armee interessiert, wie es in Preußen der Fall ist.

Der Fürst muß überhaupt das geistige Zentrum der Armee sein. Wo kein Fürst ist, hält es schwer die Armee auf der Höhe zu halten. Der Soldat schaut naturgemäß nach einem „obersten Kriegsherrn“, der Leid und Freud mit ihm teilt. Das ist alte germanische Sitte. Jeder Fürst hatte bei den alten Deutschen seine „Gefolgschaft“, die mit Treue an ihm hing und seinen Tod nicht überleben durfte. Jede Gemeinschaft wählte in Kriegszeiten einen „Herzog“, der die Mannschaft befehligte. Wo ein König beständig an der Spitze stand, war er natürlich auch der Herzog, der Heerführer, der vor dem Heere herzog. Daher hatte der König schon in den ältesten Zeiten als Abzeichen seiner Kriegshoheit militärische Embleme: einen Speer bei den Franken, einen Helm bei den Angelsachsen, Schwert und Schild bei den Langobarden, eine vorgetragene Heerfahne bei sämtlichen Stämmen. Wenn es zum Kriege kam, wurde „feierlich mit Worten und Schilden das Heerzeichen erhoben“. „Wordum and bordum âhävon herecumbol“ heißt es in einem angelsächsischen Gedicht.

Diese uralten Sitten sind bis auf den heutigen Tag erhalten. Wenn die Fahnen und Standarten zu den Regimentern gebracht werden, ertönen die Trompeten und Heerpauken und die Krieger präsentieren das Gewehr. Noch lebt etwas Altgermanisches in sämtlichen Heeren Europas; ebenso wie in den Fürstenfamilien, die ja alle deutschen Ursprungs sind. So lange es noch ein germanisches Heer und germanisch-fühlende Könige giebt, wird die Welt nicht untergehen. Möchten doch alle sich

auch ihres germanischen Ursprungs erinnern und in germanischem Geiste zusammenhalten! Möchte doch ein internationaler Fürstenkongreß zustande kommen, wo die Herrscher eine Art heiliger Allianz gründen sollten, zur Aufrechterhaltung germanischer Gesinnung! Vor allem bei den germanischen Völkern! Denn es ist traurig zu sehen, wie den Völkern germanischer Abkunft so ganz das Bewußtsein ihrer gemeinsamen Abstammung abhanden gekommen ist. Frage man doch einen vlämischen Rekruten, ob er wisse, was ein Germane ist! Er hat sicher das Wort noch nie gehört. Er weiß nur, daß er ein Vlaming ist und — ein Belgier.

Hier müßte die Erziehung im Heere einsetzen. In der Instruktionsstunde müßte den Rekruten klar gemacht werden, daß sie Germanen sind; es müßte ihnen von germanischer Heldenhaftigkeit, germanischer Treue, germanischer Biederkeit erzählt werden. Es müßte ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit allen anderen Germanen eingepflanzt werden. Die Großthaten des germanischen Volkes müßten in Bild und Wort gezeigt werden von den Kämpfen der Cimbern und Teutonen an bis zur Schlacht bei Sedan. Das Heer wäre auf die Art eine Quelle lebendiger Ueberlieferung des Volksruhmes. Die großen Männer der Geschichte müßten als Muster dem jungen Soldaten hingehalten werden. Das Wort „germanisch" müßte ein Zauberwort werden, das den Krieger zu Thaten begeistert und ihn würdig macht des Heldentums seiner Ahnen. In jedem Mannschaftszimmer müßte in großen Lettern stehen, auf der einen Seite: Gedenke, daß du ein Christ bist! auf der anderen Seite: Gedenke, daß du ein Germane bist!

Christlich-germanisch soll das Losungswort der Zukunft sein. Weg mit den Ueberbleibseln des Landsknechttums! Weg mit den veralteten Ueberlieferungen des aus dem verlotterten Franzosentum stammenden modernen Operettensoldatentums, der wälschen Galanterie, des englischen Pferdesports, des aus dem verfaulten spanischen Rittertum entstandenen Duellsports, des öster-

reichischen Gigerltums, der Zierbengelei. Es ist nicht wahr, daß ein Offizier notwendigerweise ein hohlköpfiger Farceur, ein eingebildeter Geck, ein „Schwerenöter“ sein muß. Die Helden der Freiheitskriege, ein York, ein Blücher, ein Boyen, ein Gneisenau waren keine Zierpuppen, keine Hanswursten, deren höchstes Ideal ist, den „Damen“ zu gefallen.

Schaff man mit französischem Firniß doch auch sämtliche französische Ausdrücke in dem Heere ab! Das germanische Heer soll auch germanische Bezeichnungen haben. Die deutsche Sprache ist reich genug um selbständige schöne Worte zu bieten. Oder klingt es weniger schön, wenn man sagt „Heerbann“ statt Armeekorps? „Wehrmann“ statt Soldat? Wehrherr statt Offizier? Nein, gebe man diese schmählige Abhängigkeit vom Auslande endlich auf! Zeige man der ganzen Welt, daß man sich als Germane fühlt! Es ist noch viel Ungermanisches allenthalben im Heere zurückgeblieben, das endlich ausgestoßen werden muß. Wenn dies geschehen ist, dann werden auch diejenigen, die jetzt noch Feinde der Armee sind, Freunde werden. Dann werden die Süddeutschen sich nicht mehr über den verhaßten „preußischen Ton“ beklagen können. Dann wird das germanische Heer wieder die große Rolle spielen wie zur Zeit, als die alten Deutschen auf den Schauplatz der Geschichte traten. Das Heer wird sein eine Pflanzstätte germanischen Geistes und christlicher Gesittung.

Alles was im Laufe der Zeit das Germanentum Schönes und Kriegerisches hervorgebracht hat, soll im Heere erhalten bleiben. Vor allem der männliche Geist, der Geist der Initiative und Freiheit, der so bezeichnend für den Germanen ist. Der Geist des Rittertums lebt noch fort im frischen Reitergeist der Kavallerie und in der Gesinnung des Offizierkorps, in seinem Festhalten an dem Gefühl für Ehre und Pflicht. Der Geist der Gefolgschaft lebt fort in der Garde, die zunächst um den König geschaart ist. Wie es eine hohe Ehre für den jungen Mann war, in ein Gefolge aufgenommen zu

werden und die goldenen Ringe als Belohnung von seinem Truchtin mit der Schwertspitze in Empfang zu nehmen, so soll es eine Auszeichnung sein bei der Leibwache dienen zu dürfen.

Die alten Siegesmärsche sollen für ewige Zeiten erhalten werden. Was giebt es, was den Mut des Preußen mehr entflammt, als wenn er die alten Kriegsmärsche hört, die schon die Fridericianischen Regimenter zum Siege geführt haben, den Hohenfriedberger, den Torgauer? In den Niederlanden sollte man ebenfalls die alten Märsche wieder einführen, den „Wilhelmus van Nassauwe“ und die Geusenlieder. Was soll sich ein vlämischer Soldat denn bei der »Brabançonne« denken? Bedeutet sie die Erinnerung an einen großen Sieg? Allerdings, aber einen Sieg des Wallonentums über Germanentum, die letzte Konsequenz des Verrates der Wallonen an der vaterländischen Sache zur Zeit des Farnese von Parma. Es war glücklicherweise ihr letzter Sieg.

Die Vlamen sollten sich erinnern, daß sie Germanen sind und sollten den Sieg auf dem Groeningerfeld feiern. Das war die erste Schlacht zur Abwehr französischer Eroberungsgelüste. Das war ein herrlicher Sieg eines freien Volkes über fremde Tyrannei. Dieser Geist unerschrockenen Wagemutes sollte im vlamländischen Heere ausgebildet werden. Dann erfüllt es seinen Zweck, ein Gegengewicht zu sein gegen die überhand nehmende Verfeinerung und Entartung. „Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist, man sieht nur Herren und Knechte, die Falschheit herrschet, die Hinterlist, bei dem feigen Menschengeschlechte. Der dem Tode ins Auge schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann!“ singt der Kürassier in Schillers unsterblichem Drama. Das ist so wahr, daß man sagen kann, mit dem Aufhören des stehenden Heeres hört auch die menschliche Freiheit auf. Die Menschen kommen dann in die Abhängigkeit des Luxus und dann von Baschkiren und Chinesen, und Europa wird, wie Napoleon gesagt hat, kosakisch.

Da ist in nächster Nähe der belgischen Hauptstadt ein großes Schlachtfeld, wo germanische Wehrmannei den guten Kampf focht gegen gallische Zwinglandei. Da kämpften in Eintracht zusammen bei „Belle Alliance" Angelsachsen, Holländer, Vlamen, Nassauer, Hannoverer, Braunschweiger und Preußen: eine germanische Völkerschlacht. Wahrlich, daran sollten sich die Germanen erinnern und auf dem Schlachtfelde am 18. Juni 1915 zur 100jährigen Gedenkfeier zusammenkommen und ein hehres Erinnerungszeichen errichten, das für alle Zeit beredtes Zeugnis ablegt für germanische Treue bis in den Tod.

Ja, kämpfen haben die Germanen müssen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und das Leben haben sie einsetzen müssen für die Erhaltung der edelsten Güter.

Selig die gefallen sind im blutigen Streit: denn sie haben den Andern das Leben gerettet!

Sie mahnen uns, auch unser Blut freudig dahinzugeben für die Erhaltung germanischen Wesens.

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!"

Die deutsche Sprache in Luxemburg.

„Wohlauf! mit Gott! für deutschen Reiches Ehr.“

Als ich vor mehreren Jahren in Löwen die Bekanntschaft eines jungen Studenten aus Arlon machte und mich bei ihm über die Sprachverhältnisse in seiner Heimat, dem belgischen Luxemburg, erkundigte, sagte er mir, das Französische würde von den Gebildeten allgemein gesprochen, das Volk aber spreche ein deutsches Patois, ein „drôle de bourrique“, wie er sich wegwerfend ausdrückte. Er selbst habe es als Kind noch gesprochen und seine Amme habe ihn Volkslieder in dieser Sprache gelehrt. Jetzt aber konnte er sich auch nicht einmal eines Wortes mehr entsinnen. So hatte der Gebrauch des Französischen jede Spur des alten deutschen Idioms erstickt.

Dieser junge Mann ist typisch für eine ganze Klasse von Gebildeten hier. Sie haben in ihrer Jugend deutsch geredet; herangewachsen, von französischem Firnis übertüncht, sehen sie mit Verachtung auf ihre Muttersprache herab. Sie halten es nicht der Mühe wert, sich dem Volke, das noch seine alte Sprache spricht, in seiner eigenen Sprache verständlich machen zu können. Die offizielle Sprache ist daher allein das Französische. Und doch giebt es neben den Vlamländern, die die Hälfte des belgischen Volkes bilden, noch 32206 Einwohner, die ausschließlich des Deutschen mächtig sind. Unter diesen Verhältnissen ist es mit Freude zu begrüßen, daß in Arlon vor kurzem ein „Deutscher Verein“ gegründet worden ist, der sich zur Aufgabe macht, die heimische Sprache und Sitte zu pflegen. Gründer des Vereins ist der verdienstvolle Professor der Geschichte an der Universität Lüttich, Kurth, Verfasser des Pracht-

werkes über Chlodwig, das er zur Jubelfeier der Taufe des alten Frankenfürsten vor Kurzem veröffentlicht hat. Er ist auch dem deutschen Publikum nicht unbekannt. Entsinne ich mich doch, einen fesselnden Vortrag von ihm vor zwei Jahren in Bamberg über die Deutschen in Belgien gehört zu haben.

Jener Ueberrest des fränkischen Stammes sollte die Reichsdeutschen in der That mehr interessiren, da er doch ihre eigene Sprache spricht. Wäre nicht der Deutsche Schulverein oder ein ähnlicher, der sich zur Aufgabe setzt, das Deutschtum im Auslande zu stützen, berufen, hier thatkräftig einzugreifen? Kommt es nicht dem gesamten Deutschtum zu gute, wenn hier die volkstümliche Sprache, die alte Sitte und Art erhalten werden? Hat nicht das Deutschtum schon so viele Verluste zu verzeichnen in Welsch-Tirol, in Böhmen, in der Schweiz? Wie viel könnte da geschehen durch Anlegung von Volksbibliotheken und regelmäßigen geistigen Austausch der Vereine im Auslande und im Deutschen Reiche!

Was die Berechtigung der hochdeutschen Sprache in Belgien anlangt, so läßt die Regierung sie schon lange nicht mehr gelten. Noch das Gesetz vom 19. September 1831 ordnet an, daß der offizielle Text der Gesetze in französischer Sprache abzufassen sei, daß aber Uebersetzungen in vlamländischer und deutscher Sprache erscheinen sollten. Nachdem aber im Jahre 1839 beinahe alle deutschredenden Gemeinden abgetrennt waren, nahm die Regierung auf die zurückgebliebenen Deutschen keine Rücksicht mehr. So erkennt schon das Gesetz vom 28. Februar 1845 nur noch die vlämische Uebersetzung an. Alle folgenden Gesetze stehen auf demselben Standpunkte, so daß z. B. der Eid von einem Deutschen nur in französischer Sprache (oder wenn er will, in vlämischer) abgeleistet werden kann. Es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß für die 0,53 v. H. deutschredenden Belgier eine dritte offizielle Sprache gestattet wird. Aber es ist von höchster Wichtigkeit, daß ihre Sprache erhalten bleibe, daß der Geistliche, der Lehrer, der Richter zu

ihnen in ihrer Muttersprache redet. Für die Reichsdeutschen aber ist es eine Ehrensache, sich des verlassenen Bruderstammes anzunehmen und für alle nationalen Interessen einzutreten, „soweit die deutsche Zunge klingt“.

Eine Ehrenschuld des deutschen Volkes.

„Dein Name soll von dieser Erde nie vergeh'n."

Am Ende des Jahrhunderts werden 700 Jahre verflossen sein, daß einer der einflußreichsten, bahnbrechendsten deutschen Dichter verschied. Wenn immer man von der deutschen Litteratur des Mittelalters handeln wird, stets wird der Name Heinrich von Veldeke mit Ehren genannt werden. Und nicht allein von den Oberdeutschen, nein, auch von den Niederdeutschen. Er ist ein Vermittler zwischen beiden Zungen, er steht an der Grenze zweier Litteraturen, wie er auch an der Grenze zwischen Niederdeutschland und Oberdeutschland geboren ist und durch sein Leben beiden Völkern gleichmäßig angehört hat.

Wir leben jetzt im Zeitalter der Denkmäler und es kann heutzutage kaum ein Dichter, wenn auch nur dritten Ranges sterben, so wird ihm sofort nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt. Wäre es nicht der Nation würdiger erst einmal die Dankesschuld an den Dichter abzutragen, dem sie so viel verdankt? Hat er nicht das höfische Epos zuerst von Frankreich, das in der Kultur um ein Jahrhundert voraus war, nach Deutschland verpflanzt, hat er nicht zuerst in schöner Sprache von Lenz und Liebe gesungen? Ist er also nicht zugleich der Vater des Kunstepos und der Kunstlyrik? Hat er nicht den Anfang gemacht, den Geistlichen, die bis dahin die Litteratur allein pflegten, die Palme zu entreißen, um sie dem Ritterstande zu geben und hat er dadurch nicht das Beispiel gegeben für die Laien, sich der schönen Litteratur zu widmen? „Wie wol sanc er von minnen . . . . er impete daz êrste rîs in tiutescher zungen" sagt Gottfried von Straßburg von ihm in seinem Tristan. „Von Vel-

dich der wîse man, derrechter rîme alrêrst began" sagt Rudolf von Ems in seiner Alexandreis. Alle Dichter, vor allem der große Wolfram von Eschenbach, sahen in ihm ihren Meister. Für die Niederlande hat er vielleicht noch eine größere Bedeutung. Denn auf ihn gehen die ersten Anfänge der Gründung der niederländischen Schriftsprache zurück. Ohne Heinrich von Veldeke kein Maerlant, ohne Maerlant keine vlämische Litteratur, ohne die vlämische Litteratur keine holländische Schriftsprache. Also haben die Holländer alle Ursache, den Ritter aus Limburg zu verehren. Für die Belgier aber besteht eine besondere Pflicht der Dankbarkeit. Denn er ist auf ihrem Boden geboren. Noch heute steht an der Stelle, wo die Burg Heinrichs stand, eine Mühle, die seinen Namen trägt, dicht bei dem Dörfchen Spalbeke bei Hasselt. In Deutschland aber begegnet man seinen Spuren im sagenberühmten Cleve, im goldenen Mainz, wo er das berühmte Reichsfest Friedrich Barbarossas im Jahre 1184 mitmachte und am sangesfrohen Hofe der thüringischen Landgrafen. Er ist viel herumgekommen in der Welt, wie der große Walther von der Vogelweide. Hat man dem letzteren ein schönes Monument gesetzt an der Südgrenze deutschen Sprachgebietes, so möge man dem Heinrich von Veldeke ein nicht minder herrliches Erinnerungszeichen setzen an der Westgrenze.

Keine Stätte würde sich dazu besser eignen, als das alte Maastricht. Maastricht noch vor einem Menschenalter auch politisch zu Deutschland gehörig, die alte Hauptstadt des Herzogtums Limburg liegt an der Grenzscheide des niederdeutschen und mitteldeutschen Sprachgebietes und zugleich in nächster Nähe der französischen Sprachgrenze. Sie deutet also schon durch ihre Lage symbolisch die Bestimmung an, die die Vorsehung unserm großen Dichter zugewiesen hat, Vermittler zu sein zwischen der welschen Zunge (denn „ût der Walske êrde" er sein Heldengedicht, die Eneide) und der deutschen und eine Brücke zu schlagen vom Niederländischen zum Oberdeutschen. Die Stadt liegt ferner an der Grenze mehrerer

Staaten, Hollands, Belgiens, Preußens und Luxemburgs, ist also dadurch besonders geeignet ein Denkmal aufzunehmen für einen Mann, der für alle diese Staaten von litterarischer Bedeutung gewesen ist.

Er selbst hat die treffliche Lage rühmend, den Ort gewissermaßen vorahnend ausgesucht, als er von ihm als einem Mittelpunkt sprach:

„Aen eynre ghemeynre straten
Van Inghelant in Ongheren
Voer Colne ende voer Tongheren;
Ende alsoe dies ghelijck,
Van Sassen in Vrancrijck,
Ende mit scepe die des pleghen,
Te Denemerken ende te Norweghen.
Die weghe versamenen sich alle dae."

Ja, eine günstigere Stelle könnte man schwerlich finden. Vor dem ehrwürdigen Dome dort, dem ältesten der Niederlande, wo der Heilige begraben ist, den er besungen hat, da soll sich sein Standbild erheben, ein Zeugnis für alle Zeit dafür, daß das deutsche Volk seine großen Männer nicht vergißt.

Ich denke mir sein Monument als ein Brunnendenkmal, oben seine Statue, darunter vier Reliefs, die seine Hauptwerke versinnbildlichen: das höfische Epos, die kirchliche Legende, das Minnelied und die Didaktik; dazu die Wappen der Städte und Fürsten, die in seinem Leben eine Rolle gespielt haben; ganz unten ein um das ganze Denkmal laufendes großes Relief, das den Kaiser Friedrich den Rotbart auf dem Reichsfeste zu Mainz darstellt, umgeben von sämtlichen bedeutenden Männern, besonders Dichtern seiner Zeit und Vertretern der einzelnen Stände und Völkerschaften. Es soll das Denkmal auf diese Weise eine Erinnerung gewähren an die herrliche Epoche der Staufer, an das Aufblühen nationaler Dichtkunst, an einen Höhepunkt deutscher Macht und Volkskraft, an eine Zeit voll idealen Strebens und voll sinnlicher Schönheit, eine Zeit, die es verstand, Körperstärke, Rittertum und Tapferkeit harmonisch zu verbinden mit Frömmigkeit, christlicher Demut und Selbstaufopferung

im Kampf um die Befreiung des heiligen Grabes. Es soll uns fin de Siècle-Menschen eine Mahnung sein, unser Leben ebenfalls schön zu gestalten, die Armseligkeiten des modernen prosaischen Lebens zu überwinden durch germanische Mannhaftigkeit, romantische Ritterlichkeit und Poesie.

Auf, Ihr Deutschen in Nord und Süd, in Ost und West, lasset dieses Denkmal ein Sinnbild sein der Erneuerung deutschen Wesens, das so lange wie im Totenschlaf geschlummert hat! Lasset dieses Denkmal ein Denkstein sein, aufgerichtet vom deutschen Gesamtvolk zur Ehre deutscher Dichtkunst! Lasset dieses Erinnerungsmal zugleich eine Mahnung sein an alle Bewohner deutschen Gebietes sich zusammenzuschließen und zusammenzuhalten als Brüder.

Zur Zeit des großen Kaisers, des volkstümlichsten im Mittelalter, war ein großes Reich, soweit die deutsche Zunge klingt und alle fühlten sich eins miteinander. Als aber die Volkskraft schwächer und schwächer wurde, die Selbstsucht aber stärker und stärker, da bröckelte ein Gebiet nach dem andern vom heiligen Reiche ab.

Wohlauf, Ihr Holländer und Vlamländer, Ihr Schweizer, Luxemburger und Oesterreicher, besinnt Euch darauf, daß Ihr Deutsche seid! Richtet als Wahrzeichen Eures Deutschtums dieses Nationaldenkmal auf! Wenn auch Grenzpfähle aufgestellt sind durch die Politik und zur großen Freude des Auslandes, das gerne sieht, wenn das deutsche Volk schwach ist, und ganz gut weiß, daß, sobald die Deutschen einig sind, sie den Erdball beherrschen werden, das deutsche Gemüt, das treue deutsche Herz kennt keine Grenzpfähle. „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt, Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“ Deutschland geeint, Deutschland verjüngt, stark wie in alter Zeit, herrschend vom Fels zum Meer, treu seinem Gott, treu seinem Kaiser, ein Volk, ein Reich, ein Gott! „Ein Reich, ein Volk, ein Gott!“

Inhalts-Verzeichnis.

Druck der W. Delmanzoschen Buchdruckerei, Stolp i. Pom.

Druck der W. Delmanzoschen Buchdruckerei, Stolp i. Pom.

Vögl

Graevell, Paul Harald

Die vlämische Bewegung

Berlin 1897